Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

1. Band. Philadelphia, Oktober 1845. 4. Heft.

Die Verklærungen.

Verklärungen von Heinrich Zschokke. (Schluß.)

Den Stolz des alten Herrn noch mehr zu empören, schienen sich sämmtliche Untergebene verschworen zu haben, seine Befehle mit einer gewissen Aengstlichkeit zu vollziehen, als ob sie Furcht hätten, mir zu mißfallen. Einige trieben die schlaue Frechheit so weit, Besorgnisse laut werden zu lassen, ob der Befehl, den er gäbe, auch mit meiner Einwilligung geschähe? — Das wirkte auf den Grafen nach und nach so viel, daß er mißtrauischer gegen sich selbst ward und glaubte, die Grenzen der Klugheit überschritten zu haben.

Ich bemerkte es, so sehr er auch seine Sinnesänderung zu verbergen suchte. Dies verdroß mich. Ich hatte mich nie zur Kenntniß seiner Angelegenheiten gedrängt; er hatte sie mir nach und nach mitgetheilt, meinen Rath begehrt, denselben befolgt, und dabei jedesmal gewonnen. Er hatte mir freiwillig das gesammte Rechnungswesen über seine Einkünfte übertragen; durch mich war er aus der größten Verwirrung in solche Klarheit versetzt worden, daß er selbst gestand, diese Einsicht in seinen Haushalt nie gehabt zu haben. Nun war er im Stande, zweckmäßigere Verfügungen, sowohl über seine Gelder, als über seine Güter zu treffen. Auf meinen Rath hatte er zwei alte verwickelte Familienprozesse, deren Ende nicht abzusehen war, durch gütlichen Vergleich abgethan, und bei diesem Vergleich mehr baaren Vortheil gewonnen, als er selbst vom Gewinn der Prozesse gehofft hatte. Vielmals hatte er mir im Uebermaß seiner Dankbarkeit oder Freundschaft beträchtliche Schenkungen auforingen wollen; ich hatte sie jedesmal abgelehnt.

Einige Wochen lang ertrug ich's, von Allen gehaßt oder verkannt zu sein. Endlich aber empörte sich mein Stolz. Ich sehnte mich aus dieser unangenehmen Stellung hinweg, mit der sich Niemand mehr Mühe geben mochte, mich zu versöhnen. Nur Hortensie, eben sie, die alles Unheils Stifterin war, blieb die Einzige, welche in ihren Verklärungen mich unablässig ermahnte, durchaus dessen nicht zu achten, was sie in wachen Stunden wider mich unternähme. Da verachtete sie sich selbst, da liebkosete sie mich mit den schmeichelndsten Reden, als wollte sie in diesen Augenblicken mir allen Verdruß vergüten, den sie mir gleich nachher mit verdoppeltem Eifer verursachte.

Graf von Hormegg ließ mich eines Nachmittags in sein Cabinet rufen. Er trug mir auf, ihm die Verwaltungsbücher zu geben, so wie auch die neuangekommenen Wechsel von zweitausend Louisd'or, welche Summe er, wie er mir sagte, in die Bank von Venedig legen wollte, da sich sein Aufenthalt in Italien durch das ganze Jahr verlängern dürfte. Ich nahm Gelegenheit, ihn zu bitten, die gesammten mir übertragenen Geschäfte einem andern anzuvertrauen, da ich entschlossen sei, sobald die Gesundheitsumstände der Gräfin es erlauben würden, sein Haus und Venedig zu verlassen. Ungeachtet er die Empfindlichkeit, mit der ich redete, bemerkte, erwiederte er doch nichts darauf, als daß er mich ersuchte, seine Tochter und ihre Genesung nicht zu versäumen; was aber die übrigen Geschäfte beträfe, wolle er mich gern von denselben entladen.

Dies war mir genug. Ich sah, er wünschte selbst, mich entbehrlich zu machen. Ich ging mißmuthig in mein Zimmer, und nahm alle

Papiere zusammen, die er gefordert und nicht gefordert hatte. Aber die Wechsel fand ich nicht; ich mußte sie zwischen Papieren verlegt haben. Ich erinnerte mich dunkel, daß sie von mir in ein besonderes Papier eingeschlagen, und mit andern Sachen auf die Seite gethan worden waren. — Mein Suchen blieb vergebens. Der Graf, sonst gewohnt, seine Wünsche von mir auf's schnellste vollzogen zu sehen, mochte sich allerdings verwundern, daß ich diesmal säumte. Folgenden Morgen erinnerte er mich daran. „Vermuthlich haben sie vergessen," sagte er, „daß ich Sie gestern um die Verwaltungsbücher und die Wechsel bat." Ich versprach, sie bis Mittag zu überbringen. Ich durchsuchte die Schriften Blatt für Blatt. Umsonst. Der Mittag kam; ich hatte die verwünschten Wechsel nicht gefunden. Ich entschuldigte mich beim Grafen, daß ich die paar Blättchen verlegt haben müßte, was mir sonst nicht leicht begegnet wäre; vermuthlich habe ich bei dem ängstlichen, hastigen Suchen entweder Vieles übersehen, oder die Papiere für andere gehalten und in andere geschoben. Ich bat um Frist bis folgenden Tag, denn nur verlegt, aber nicht verloren könnten sie sein. Der Graf machte zwar ein unzufriedenes Gesicht; doch setzte er hinzu: „Es hat ja Zeit, übereilen Sie sich nicht."

Was ich von Zeit erübrigen konnte, wandte ich nun zum Suchen an. Es dauerte bis in die Nacht. Folgendes Morgens fing ich von neuem an. Meine Angst stieg. Ich mußte endlich glauben, die Wechsel seien verloren, gestohlen, oder von mir selbst vielleicht in einem Augenblick der Zerstreung als unnützes Papier gebraucht worden. Außer meinem Bedienten, der aber weder lesen noch schreiben konnte, und nicht einmal den Schlüssel zu meiner Stube hatte, kam Niemand in diese. Der Kerl versicherte, daß er niemals beim Reinigen des Zimmers Jemand habe eintreten lassen, noch weniger selbst irgend ein Papier angerührt hätte. Außer dem Grafen waren nie Fremde zu mir gekommen, da ich bei meiner eingezogenen Lebensart keine Bekanntschaft in Venedig gemacht hatte. Meine Verlegenheit steigerte sich zu wahrer Todesangst.

Der seltsame Verrath.

Als ich am gleichen Morgen zur Gräfin ging, um ihrer Verklärung beizuwohnen, und ihr in diesem Zustand die vorgeschriebenen Dienste zu leisten, glaubte ich im Gesicht des Grafen einen kalten Ernst zu bemerken, der mehr, als Worte, sprach. Der Gedanke, daß er vielleicht in mir Redlichkeit und Treue beargwohne, vergrößerte meine Unruhe. So trat ich vor die eingeschlafene Hortensie, und in gleichem Augenblick fiel mir bei, daß mich vielleicht ihre wunderbare Sehergabe belehren könnte, wohin die Papiere gekommen wären. Nur daß ich vor dem Doktor Walter und den Frauenzimmern das Geständniß einer mir zur Last fallenden Nachlässigkeit oder Unordnung thun sollte, war mir peinlich.

Während ich noch mit mir selber kämpfte, was ich zu thun habe, klagte die Gräfin über unleidliche Kälte, welche von mir gegen sie wehe, und ihr Schmerzen verursachen würde, wenn es nicht ändere. „Du wirst von einer Unruhe gepeinigt. Deine Gedanken, dein Wille sind nicht bei ihr!" sagte sie.

„Theuere Gräfin," versetzte ich, „es ist kein Wunder. Vielleicht sind Sie mit Ihrer Eigenschaft, auch das Verborgenste zu erspähen, vermögend, mir meinen Frieden wieder zu geben. Ich habe unter meinen Papieren vier Wechsel verloren, die Ihrem Herrn Vater gehören."

Der Graf von Hormegg runzelte die Stirn. Doktor Walter rief: „Ich bitte Sie, behelligen Sie die Gräfin nicht in diesen Zuständen mit dergleichen Dingen."

Ich schwieg. Aber Hortensie schien nachsinnend, und sagte nach einer guten Weile: „Du, Emanuel, hast die Wechsel nicht verloren; sie sind dir genommen worden. Beruhige dich! Nimm diesen Schlüssel, öffne den Wandschrank dort. In meinem Schmuckkästchen liegen die Wechsel."

Sie zog einen kleinen vergoldeten Schlüssel hervor, reichte ihn mir, und wies mir mit der Hand zum Wandschrank. Ich eilte dahin. Eine der Kammerfrauen, Namens Eleonore, sprang vor den Schrank, und wollte das Oeffnen desselben verwehren. „Ihre Gnaden, Herr Graf," rief sie ängstlich, „werden doch keinem Manne erlauben, in den Sachen der

gnädigen Gräfin zu wühlen.!" Ehe sie aber noch die Worte beendigt hatte, war sie von mir schon mit starker Faust weggeschoben, der Schrank offen, das Schmuckkästchen aufgethan, und — siehe! die verwünschten Wechsel lagen oben auf. Ich ging mit freudeleuchtendem Gesicht zum alten Grafen, der vor Erstaunen sprachlos und unbeweglich war. „Von dem Uebrigen habe ich die Ehre, Ihnen nachher zu sprechen!" sagte ich zum Grafen, und trat mit leichtem Herzen zu Hortensien, der ich den Schlüssel zurück gab.

„Wie du verwandelt bist, Emanuel!" rief sie mit Geberden des Entzückens: „Du bist eine Sonne geworden, du wandelst in einem Meer von Strahlen."

Der Graf rief mir in heftiger Bewegung zu: „Befehlen Sie in meinem Namen der Gräfin, Ihnen zu sagen, wie sie zu diesen Papieren gekommen!"

Ich gehorchte. Eleonore sank ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Doktor Walter eilte zu ihr, und war eben im Begriff, sie aus dem Zimmer zu führen, als Hortensie zu reden anfing. Da befahl der Graf, mit einer ihm ungewöhnlichen Strenge des Tons, Schweigen und Stille. Keiner durfte sich regen.

„Aus Haß, geliebter Emanuel, ließ die Kranke dir die Wechsel nehmen. Sie sah deine Noth schadenfroh genug voraus, und hoffte dich zur Flucht zu bewegen. Aber es wäre ihr doch nicht gelungen. Denn Sebald stand in einer Ecke des Korridors, während Doktor Walter mit dem Nachschlüssel in dein Zimmer ging, dir die Wechsel nahm, welche du zu Briefen aus Ungarn gethan hattest, und sie beim Herausgehen Eleonoren gab. Sebald würde Alles verrathen haben, sobald ruchbar geworden wäre, daß die Papiere von Wichtigkeit entfremdet seien. Doktor Walter, der die Wechsel bei dir gesehen, machte der Kranken den Antrag zur Entwendung derselben. Eleonore erbot sich zur Hülfe. Die Kranke selbst munterte sie beide dazu auf, und konnte die Zeit kaum erwarten, bis man ihr die Papiere brachte."

Doktor Walter stand, bei diesen Worten außer sich, an Eleonorens Stuhl gelehnt. Sein Gesicht ward aschfarben. Er zuckte dabei, gegen den Grafen lächelnd, die Achsel, und sagte: „Daraus lernt man, daß die gnädige Gräfin in ihren Entzückungen auch irre reden kann. Erwarten wir ihr Erwachen, und es wird sich besser offenbaren, wie die Papiere in ihre Hand gerathen sind."

Der Graf von Hormegg antwortete nichts, sondern läutete einem Kammerdiener und befahl, den alten Sebald herbeizurufen. Dieser kam. Er ward befragt, ob er jemals gesehen, daß Doktor Walter während meiner Abwesenheit zu mir in's Zimmer gegangen sei?

„Ob in Abwesenheit des Herrn Faust, weiß ich nicht; doch mag es wohl am Abend des letzten Sonntags gewesen sein, denn er schloß wenigstens die Thür auf. Fräulein Eleonore muß es besser als ich wissen, denn sie blieb an der Treppe stehen, bis der Herr Doktor zurückkam und ihr einige Zettel gab, worauf beide leise mit einander redeten und sich trennten."

Sebald wurde nach diesem entlassen. Auch der Doktor und die halb ohnmächtige Eleonore mußten sich auf den Wink des Grafen entfernen. Hortensie aber schien heiterer als jemals. „Fürchte dich nicht vor dem Haß der Kranken," sagte sie mehrmals, „sie will über dich wachen, wie dein Schutzgeist."

Die Folge dieses merkwürdigen Morgens war, daß Doktor Walter sowohl als Fräulein Eleonore, nebst zwei andern Bedienten, noch denselben Tag vom Grafen von Hormegg verabschiedet und aus dem Hause verwiesen wurden. Zu mir hingegen kam der Graf, und bat nicht nur wegen des Vergehens seiner Tochter, sondern auch wegen seiner eigenen Schwäche um Verzeihung, mit welcher er boshaften Einflüsterungen gegen mich Gehör und halben Glauben gegeben. Er umarmte mich, nannte mich seinen Freund, mich den einzigen, welchen er in der Welt habe, und dem er sich mit unbeschränktem Vertrauen eröffnen könne. Er beschwor mich, ihn und seine Tochter nicht zu verlassen.

„Ich weiß," sagte er, „was Sie leiden, was Sie unsretwillen aufopfern. Aber rechnen Sie mit Zuversicht auf meine lebenslängliche Erkenntlichkeit. Wenn die Gräfin wieder zu vollkommener Gesundheit gelangt sein wird, werden Sie sich auch gewiß besser bei uns gefallen,

als bisher. Sehen Sie mich nur an! Gibt es auf Erden einen verlassenern, unglücklichern Mann, als ich? Nichts als Hoffnung hält mich aufrecht. Und all' meine Hoffnung ruht nur auf Ihrer Güte und der Ausdauer Ihrer Geduld. Was habe ich schon erlebt, was muß ich noch erleben! Denn die außerordentlichen Zustände der Gräfin rauben mir manchmal den Verstand. Ich weiß nicht mehr, wo ich lebe, und ob mich nicht das Schicksal zum Helden eines Feenmährchens gemacht hat."

Der Schmerz des guten Grafen rührte mich. Ich söhnte mich mit ihm und eben dadurch mit meiner sonst reizenden Lage aus. Hingegen schwächte die unedle Gemüthsart der Gräfin meine Begeisterung um Vieles, in der ich bisher für sie gelebt hatte.

Bruchstücke aus Hortensiens Reden.

Durch die gefällige und aufmerksame Fürsorge des Grafen geschah, daß ich Hortensien niemals mehr wachend sah, wozu ich auch selbst wenig Neigung in mir fühlte, ja nicht einmal erfuhr, wie sie von mir dachte oder sprach, was ich mir indessen wohl vorstellen konnte. Im Hause herrschte feste Ordnung. Der Graf hatte sein Ansehen wieder gewonnen. Niemand wagte mehr, mit Hortensien wider ihn oder mich Partei zu machen, seit bekannt geworden, wie sie selbst ihre und aller Mitschuldigen Anklägerin geworden.

So sah ich denn die wunderbare Schöne nie anders, als in denjenigen Augenblicken, da sie, erhaben über sich selbst, ein Wesen besserer Welten zu sein schien. Aber diese Augenblicke gehörten zu den feierlichsten, oft zu den rührendsten meines eigenen Lebens. Hortensiens unaussprechliche Anmuth im Aeußern war durch den Ausdruck der zarten Unschuld und eines engelhaften Entzückens erhöht. Die strengste Anständigkeit herrschte überall in ihrem Aeußern. Nur Wahrheit und Güte waren auf ihren Lippen; und ungeachtet ihre Augen geschlossen waren, in denen sich sonst das Gemüth am hellsten zu verkünden pflegte, las man auch die leisesten Bewegungen desselben in dem feinen Spiel ihrer Mienen wie in den mannigfaltigen Artungen ihrer Stimme.

Was sie sprach von Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, so weit der geschärfte Seherblick ihres Geistes reichte, erregte bald durch die Eigenheit ihrer Ansichten, bald durch das Unbegreifliche unser Erstaunen. Sie selbst konnte uns über das Wie? keine Auskunft geben, obwohl ich sie zuweilen darum ersuchte, und sie sich durch langes Nachsinnen darum bemühte. Sie erkannte durch wirkliche Anschauung, wie sie sagte, alle innern Theile ihres Leibes, die Lage der edeln und unedlen Eingeweide, des Knochenbaues, der Muskeln und Nervenverzweigungen; sie erkannte das Gleiche in mir, und in Jedem, dem ich nur die Hand gab. Ungeachtet sie ein sehr gebildetes Frauenzimmer war, hatte sie doch vorher über den Bau des menschlichen Körpers keine, oder nur höchst verworrene und oberflächliche Kenntniß gehabt. Ich sagte ihr von vielen Dingen, die sie sah und genau beschrieb, den Namen; sie hingegen berichtigte meine eigenen Vorstellungen, wo sie irrig waren.

Am meisten zogen mich ihre Offenbarungen über die Natur unsers Lebens an. Denn das mir durchaus Unerklärliche ihres Zustandes lenkte mich am öftersten zu Fragen darüber. Ich zeichnete mir jedesmal, wenn ich von ihr ging, den Inhalt ihrer Antworten auf, obgleich ich Vieles hinweglassen mußte, was sie mir in zu wenig verständlichen Ausdrücken und Bildern gegeben hatte.

Ich will hier nicht Alles melden, was sie zu verschiedenen Zeiten sprach, sondern nur ausheben und in einem bessern Zusammenhang darstellen, was sie über Dinge offenbarte, die meine Theilnahme oder Neugier erregten.

Als ich ihr einmal bemerkte, daß sie viel verlöre: sich in ihrem natürlichen, wachenden Zustande durchaus nichts von dem erinnern zu können, was sie in den kurzen Zeiten ihrer Verklärung gedacht, gesehen und gesprochen habe, erwiederte sie: „Sie verliert nichts, denn das irdische Wachen ist nur ein Theil ihres Lebens, das zu gewissen einzelnen Zwecken ausgeht; es ist nur beschränktes Außenleben. Aber in dem wahren, unbeschränkten, innern, reinen Leben ist sie sich sowohl dessen bewußt,

was in diesem vorgeht, als was im wachenden Zustande vorgegangen ist.

„Das innere, reine Leben und Bewußtsein dauert, wie bei jedem andern Menschen, ununterbrochen fort, auch in der tiefsten Ohnmacht, wie im tiefsten Schlafe, der nur eine Ohnmacht anderer Art von andern Ursachen ist. Beim Schlafe, wie in der Ohnmacht, zieht sich die Seele von ihrer Thätigkeit aus den Sinnwerkzeugen auf den Geist zurück. Man ist seiner auch dann bewußt, wenn man von außen bewußtlos scheint, weil die entseelten Sinne schweigen.

„Wenn du plötzlich vom festesten Schlafe emporgerissen wirst in's Wachen, wird dir dunkle Erinnerung vorschweben, als habest du vor dem Erwachen etwas gedacht, oder wie du meinst geträumt; doch weißt du nicht, was es gewesen. Der Nachtwandler liegt im festen Schlaf der äußern Sinne; er hört und sieht nicht mit Augen und Ohren; dennoch ist er sich seiner nicht nur in ganzer Vollkommenheit bewußt, und weiß genau, was er denkt, redet oder beginnt, sondern er erinnert sich auch genau aller Dinge aus dem äußern Wachen, und kennt noch den Ort, wohin er wachend die Stecknadel gelegt.

„Mag auch das äußere, beschränkte Leben seine Unterbrechungen und Pausen erleiden, das wirkliche, innere Bewußtsein hat keine Pausen und bedarf derselben nicht.

„Die Kranke weiß sehr wohl, daß sie dir, o Emanuel, jetzt vollkommener scheint, aber ihre Geistes- und Seelenkräfte sind in der That nicht erhöheter und herrlicher als sonst, aber weniger durch Schranken der äußern Sinne gebunden oder gelähmt. Ein vortrefflicher Werkmeister arbeitet mit mangelhaften Werkzeugen mangelhafter, als er sollte. Selbst die geläufigste menschliche Sprache ist langsam und schwerfällig, weil sie weder alle Eigenthümlichkeiten der Gedanken oder Gefühle, noch den schnellen Wechsel und Lauf der Vorstellungen, sondern nur einzelne Glieder der fortschwebenden Gedankenkette darstellen kann.

„Im trüben Leben, obgleich die äußern Sinnenwerkzeuge ruhen, ist vollständigere und genauere Erinnerung des Vergangenen, als im irdischen Wachen. Denn beim irdischen Wachen strömt das All durch die aufgeschlossenen Pforten der Wahrnehmung zu gewaltsam und beinahe betäubend ein. Darum, Emanuel, du weißt es, suchen wir selbst während des irdischen Wachens Einsamkeit und Stille, und ziehen uns von außen gleichsam zusammen, und mögen nicht sehen, nicht hören, wenn wir ernst und tief nachzudenken begehren. Je entfernter der Geist von Außenleben sein kann, je mehr er sich seinem reinen Zustande naht, abgeschieden von Sinnenthätigkeit, je heller und sicherer denkt er. Wir wissen, daß sehr merkwürdige Erfindungen oft in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen geschahen, wenn die äußern Pforten halb geschlossen waren, und das Geistesleben von fremden Einmischungen ungestörter blieb.

„Nicht Schlaf ist eine Unterbrechung des sich vollkommen bewußten Lebens, sondern das irdische Wachen ist als solche Unterbrechung anzusehen, oder vielmehr nur als Beschränkung desselben. Denn weil beim Wachen die Seelenthätigkeit gleichsam in bestimmte Bahnen und Schranken gewiesen ist, und die Reize der Außenwelt von der innern Seite zu gewaltig einwirken; weil ferner beim irdischen Wachen selbst die Aufmerksamkeit des Geistes zu zerstreut, und zur Hütung des Körpers nach allen einzelnen äußern Theilen desselben hingezogen ist, verschwinden die Erinnerungen des reinen Lebens. Ja, Emanuel, der Schlaf ist eigentlich das volle Wachsein des Geistes; das irdische Wachsein gleichsam ein Schlummer, gleichsam eine Betäubung des Geistes. Der irdische Schlaf ist ein geistiger Sonnenuntergang für das Aeußere, aber ein heller Sonnenaufgang in der innern Welt.

„Doch selbst in den Zerstreuungen des irdischen Wachens erblicken wir zuweilen noch Spuren eines andern von uns gelebten Lebens; nur wissen wir sie nicht immer zu deuten. So sieht man an hohen Gebirgen in Sommernächten noch Spät- oder Frühroth einer Sonne und eines Tages, der bei uns fehlt, aber andern Gegenden des Erdballs zu Theil wird. Wunderschnell erscheinen oft in außerordentlichen Fällen Gedanken und rettende Entschlüsse im Menschen, ohne vorangegangene Ueberlegung, ohne Nachdenken. Wir wissen

nicht, von wannen sie stammen. Es fehlt Zusammenhang zwischen unsern bisherigen Vorstellungen und diesem plötzlichen, gebieterischen Einfall. Dann pflegt der Mensch zu sagen: Es ist, als hätte mir ein guter Geist oder eine Gottheit den Gedanken eingegeben. Zu andern Zeiten sehen und hören wir im alltäglichen Leben etwas, das uns schon einmal da gewesen zu sein scheint, und doch können wir es nicht ergründen, wie? oder wann? oder wo? und wir wähnen, es sei wundersame Wiederholung oder Aehnlichkeit mit einer Traumsache.

„Das ist nicht außerordentlich, Emanuel, daß unser bewußtvolles Sein nicht endet, daß es, wir schlafen oder wir wachen, immerdar fortschreitet; denn was da ist, wie kann es aufhören? Aber wunderbar ist der Wechsel, und die Ebbe und Fluth, das Hin- und Herwandeln des Lebens vom Innern zum Aeußern, vom Aeußern zum Innern.

„Der Geist, angethan von der Seele, wie die Sonne angethan von ihren durch das Weltgebäu fliegenden Strahlen, kann ohne Leib bestehen, wie die Sonne ohne fremde Weltkörper. Aber die Weltkörper sind ohne die Sonne todt, bahnenlos aufgelöst; der Leib ist ohne die Seele Staub.

„Der Leib hat eigenes Leben, wie jede Pflanze lebt, doch muß durch den Geist erst die irdische Lebenskraft geweckt werden. Diese regt und bewegt sich nach eigenen Gesetzen, unabhängig von der Seele. Ohne unser Wollen und Wissen des Körpers wächst er, verdaut er die Nahrungen, läßt er das Blut umlaufen, verwandelt er seine Säfte mannigfach. Er athmet ein und athmet aus, verdunstet und zieht unsichtbare Erhaltungsbedürfnisse aus dem Luftmeer an. Aber gleich andern Pflanzen ist er von äußern Stoffen abhängig, von denen er sich nährt. Sein Zustand ändert mit Tagen und Nächten, wie der Zustand jeder Blume: er erhebt sich oder erschlafft; seine Lebenskraft verzehrt sich, wie ein unsichtbares Feuer, welches neue Nahrung fordert.

„Nur bei hinreichender Fülle pflanziger Lebenskraft ist der Leib geeignet, daß die Seele enge Verbindungen mit ihm eingeht, außerdem ist er ein fremdartiges Wesen. Wird seine Kraft allzusehr verzehrt oder erschöpft, zieht sich das seelische Leben zurück von den äußern Theilen zum Innern. Das nennen wir Schlaf, Unterbrechung der Sinnenthätigkeit. Die Seele tritt wieder in die Verbindungen mit den äußern Theilen, wie sich die Kraft zum Pflanzenthum ergänzt hat. Nicht der Geist wird müde, oder erschöpft, sondern der Körper, nicht die Seele durch Ruhe gestärkt, sondern der Körper. So ist beständig Ebbe und Fluth, Hervorströmen und Rückzug des seelischen Wesens in uns, ungefähr gleichförmig mit dem Wechsel von Tag und Nacht.

„Den größten Theil unsers Daseins wachen wir äußerlich — wir sollen es — denn der Leib ward uns auf Erden als Bedingung unserer Thätigkeit gegeben. Der Leib und seine Triebe geben unserer Thätigkeit bestimmtere Richtungen. Es ist etwas Großes, Wunderbares in dieser Haushaltung Gottes.

„Mit dem Alter des Leibes verliert derselbe das Vermögen, seine Lebenskraft im hinreichenden Maße herzustellen, um in allen Theilen die innige Verbindung mit der Seele zu unterhalten. Das Werkzeug, ehemals geschmeidig und gelenksam, erstarrt und wird dem Geiste unbrauchbarer. Die Seele zieht sich zurück in das Innere. Dem Geiste bleibt die innere Regsamkeit, bis ihn Alles an der Verbindung mit dem Körper hindert; dies geschehe nun durch die zerstörende Macht des Alters oder der Krankheit. Die Entbindung des Geistes vom Körper ist Wiederantritt der Freiheit des ersten. Er verkündet sich nicht selten durch Vorhersagung der Todesstunde und andere Weissagung.

„Je gesunder der Leib, um so inniger geht die Seele, mit allen Theilen desselben, Verbindungen ein, und um so gebundener ist sie, um so weniger auch zur Weissagung fähig; es sei denn, daß der Geist in außerordentlichen Augenblicken der Entzückung sich gleichsam selber entfessele. — Dann wird er Seher der Zukunft.

„Der Rückzug der Seele von der Außenwelt wird zu einem eigenen Zustande des menschlichen Wesens. Es ist der Traum. Beim Einschlummern veranlaßt ihn der letzte Reiz der Sinne und die erste Thätigkeit des freien, innern Lebens; beim Erwachen mischt sich darin

der letzte Strahl der innern Welt mit dem ersten Licht der Außenwelt. Es ist schwer zu entwirren, was jener oder dieser als wahres Eigenthum angehört; immer aber sind Träume darum lehrreich zu beobachten. Da sich der Geist auch in seiner innern Thätigkeit mit dem beschäftigt, was ihm im äußern Leben anziehend gewesen, kann man sich das Treiben der Nachtwandler erklären. — Wenn die Nachtwandler, bei wieder aufgeschlossenen äußern Sinnen, sich auch nichts mehr von dem erinnern, was sie während ihres außerordentlichen Zustandes gethan: kann es ihnen doch nachher wieder im Traum vorkommen. So bringen sie aus der innern Welt manches zum Bewußtsein nach außen. Der Traum ist der natürliche Vermittler, die Brücke zwischen äußerm und innerm Leben."

Veränderungen.

Ungefähr dies waren die vorzüglichsten Ideen, welche sie entweder freiwillig, oder durch Fragen gereizt, äußerte; zwar nicht in der Ordnung, wie ich sie hier stellte, doch wenig in Rücksicht des Ausdrucks von dem ihrigen verschieden. Vieles, was sie sagte, war mir unmöglich wiederzugeben, weil es mit dem Zusammenhang des Gesp ä ts das Zartere seiner Bedeutung einbüßte; Vieles blieb mir gänzlich unverständlich.

Auch war es wohl meine Schuld, daß ich versäumte, sie zur rechten Zeit auf manches mir Dunkelgebliebene zurückzuführen. Denn ich bemerkte bald, daß sie nicht in allen Stunden ihrer Verklärung mit gleicher Helligkeit erkannte und sprach; daß sie Unterhaltungen, wie diese, immer weniger liebte, und endlich ganz davon abbrach, und fast nur von häuslichen Dingen oder ihren Gesundheitsumständen redete.

Von diesen behauptete sie fortdauernd, daß sie sich besserten, wiewohl man lange keine besondern Spuren davon erblickte. Sie fuhr fort, wie ehemals, uns anzuzeigen, was sie während ihres Wachens essen und trinken müsse, und was ihr zuträglich, was ihr nachtheilig sein werde. Fast vor allen Arzneien bezeugte sie Abscheu, dagegen verlangte sie täglich eiskalte Bäder, endlich Bäder im Meerwasser. Je näher der Frühling rückte, je kürzer wurden ihre Verklärungszeiten.

Ich will hier keineswegs die Krankheitsgeschichte Hortensiens beschreiben: daher nur mit wenigen Worten sagen, daß sie im siebenten Monate seit meiner Ankunft schon so weit hergestellt war, daß sie nicht nur Besuche von Fremden empfangen, sondern sogar erwiedern, und Kirchen, Schauspiele u. Bälle besuchen konnte, wenn gleich nur jedesmal auf wenige Stunden. Der Graf von Hormegg war außer sich vor Freude. Er überhäufte seine Tochter mit Geschenken, und bildete um sie einen mannigfaltigen, weiten, kostbaren Kreis von Zerstreuungen. Verbunden mit den ersten Häusern von Venedig, oder von ihnen wegen seines Reichthums, wie wegen der Schönheit seiner Tochter gesucht, konnte es nicht fehlen, daß sich ihm bald jeder Tag der Woche zu einem Feste verwandelte.

Er hatte bisher in der That wie ein Einsiedler gelebt, vom Unglück Hortensiens gebeugt, und von dem mit ihrer Krankheit verknüpften Wunderbaren in einer gespannten, ängstlichen Stimmung erhalten. Dadurch war er auf Umgang allein mit mir beschränkt worden.— Ohnehin von geringerer Festigkeit der Denkart, und durch meinen Einfluß auf Hortensiens Leben in einer abergläubigen Ehrfurcht für meine Person, hatte er sich gern gefallen lassen, was ich verfügte. Er räumte mir, wenn ich so sagen darf, freiwillig eine gewisse Herrschaft über sich ein, und gehorchte meinen Wünschen mit einer Ergebung, die mir selbst mißfiel, die ich jedoch nie mißbrauchte.

Jetzt änderte sich seine Stellung gegen mich eben so bald, als ihm Hortensiens Genesung ein sorgenfreies Gemüth und den lang entbehrten Genuß glänzender Lustbarkeit gewährte. Zwar behielt ich alle Rechtsame über die Verwaltung seiner Haus- und Familienangelegenheiten, wie er mir sie ehemals aus blindem Zutrauen oder aus Bequemlichkeit übergeben hatte; aber er wünschte, ich sollte seine Geschäfte unter irgend einem Namen in seinem Dienste führen. Da ich mich fest weigerte, in seinem Solde Angestellter zu werden, sondern den ersten Bedingungen treu blieb, unter welchen ich zu ihm getreten war, schien er nur aus

Noth eine Tugend zu machen. Er stellte mich den Venezianern als Freund vor; doch sein Stolz erlaubte nicht, Freund eines Bürgerlichen zu sein; er gab mich überall als einen vom besten und reinsten deutschen Adel an. Ich wollte mich anfangs gegen die Lüge sträuben, aber mußte den Bitten seiner Schwachheit nachgeben. So galt ich in den Kreisen der Venezianer, und durfte nirgends fehlen. Zwar blieb der Graf noch Freund, wie ehemals; doch nicht mehr ganz, wie ehemals; denn ich war bald nicht mehr sein einziger. Wir lebten nicht mehr, wie sonst, ausschließlich bei und für einander.

Noch merkwürdiger aber war die Verwandlung Hortensiens bei ihrer Genesung. In ihren Verklärungsstunden war sie, wie immer, die Gütige; aber der alte Haß und Widerwille schien in den übrigen Zeiten des Tages sich allmählig zu verlieren. Den Ermahnungen ihres Vaters gehorsamer, oder vom Gefühle eigener Dankbarkeit gezwungen, that sie sich Gewalt an, mich nicht durch Blicke und Worte zu beleidigen. Es ward mir von Zeit zu Zeit erlaubt, ihr, wenn auch nur für wenige Augenblicke, als Hausgenosse, als Freund des Grafen, als wirklicher Arzt, meine ehrerbietigste Aufwartung zu machen. Ich konnte sogar endlich, ohne Gefahr, einen Ausbruch ihres Zornes zu erregen, mich in Gesellschaften befinden, wo sie war. Ja, so weit brachte es Anstrengung oder Gewohnheit, daß sie mich mit Gleichgültigkeit endlich an der Tafel leiden konnte, wenn der Graf allein speisete oder Gastmahle hielt. Immer aber sah ich auch dann noch ihren Stolz durchschimmern, mit dem sie auf mich herabblickte; und außer dem Wenigen, was Anstand und allgemeine Höflichkeit forderten, empfing ich selten von ihr ein Wort.

Ich selbst, wiewohl ich mich bei größerer Freiheit behaglicher fühlte, war doch meines Lebens nur eigentlich halbfroh. Die Zerstreuungen, in welche ich mit hineingezogen ward, belustigten mich, ohne meine Zufriedenheit zu vergrößern. Ich sehnte mich oft aus dem Geräusch nach einer Einsamkeit, die mir besser zusagte. Auch war mein unveränderlicher Entschluß, eben so schnell die ehemalige Freiheit wieder zu erneuern, als die Heilung der Gräfin vollendet sein würde. Ich sehnte mich begierig dem Augenblick entgegen. Denn ich empfand nur zu tief, daß die Leidenschaft, welcher mir Hortensiens Schönheit einflößte, mein Unglück werden könnte. Ich hatte dagegen gekämpft, und Hortensiens Stolz, wie ihr Abscheu vor mir, hatten mir den Kampf erleichtert. Ihrem hochadeligen Selbstgefühle setzte ich mein bürgerliches Selbstgefühl entgegen, ihren boshaften Verfolgungen das Bewußtsein meiner Unschuld und ihrer Undankbarkeit. Gab es Augenblicke, in welchen mich die Anmuth ihres Äußern rührte,—wer konnte auch gegen so vielen Zauber unempfindlich bleiben?—gab es doch weit mehr Augenblicke, in welchen ihr beleidigendes Betragen mein Innerstes empörte. Es setzte sich in meinem Herzen eine Bitterkeit an, die fast an Widerwillen grenzte. Ihre Gleichgültigkeit gegen mich war eben so sehr Zeuge eines für Dankbarkeit unempfänglichen Gemüths, als ihr ehemaliger Abscheu. Ich mied Hortensien emsiger, als sie mich; und konnte sie mich mit Gleichgültigkeit anblicken, in meinem ganzen Wesen mußte sie erkennen, wie groß meine Verachtung gegen sie sei.

So hatte sich also mit Hortensiens allmäligem Genesen ganz unvermerkt und sonderbar genug das Verhältniß zwischen uns aller geändert. Ich hatte keinen innigern Wunsch, als recht bald Verbindungen zu entkommen, die mir der Freude wenig gaben, und keinen bessern Trost, als den Augenblick, da Hortensiens vollkommene Gesundheit meine Person entbehrlich machen würde.

Prinz Carlo.

Unter denjenigen, welche sich zu Venedig am innigsten uns anschlossen, war ein junger, reicher Herr der, aus einer der vornehmsten Familien Italiens, den Titel eines Prinzen führte. Ich will ihn Carlo nennen. Er war von angenehmer Gestalt, von feinen Sitten, geistvoll und einnehmend. Die Beweglichkeit seiner Gesichtszüge, wie der feurige Blick seiner Augen, verriethen ein reizbares Gemüth. Er trieb ungeheuern Aufwand, und war mehr eitel, als stolz. Eine Zeit lang hatte er in französischen Kriegsdiensten gelebt. Derselben müde, war er im Begriff, die vorzüglichsten Städte und

Höfe Europas zu besuchen. Die zufällige Bekanntschaft, welche er mit dem Grafen von Hormegg gemacht, fesselte ihn länger, als es in seinem ersten Plan lag, an Venedig. Denn er hatte Hortensien gesehen und sich unter die Menge ihrer Anbeter gemischt. Bald schien er alles Andere über ihre Eroberung zu vergessen.—

Sein Rang, sein Reichthum, seine zahlreiche und glänzende Dienerschaft, sein zufälliges Aeußere schmeichelten Hortensiens Stolz und Eigenliebe. Ohne ihn vor Andern durch besondere Gunst auszuzeichnen, sah sie ihn doch gern in ihren Umgebungen. Ein einziger vertraulich freundlicher Blick war genug, ihn zu den kühnsten Hoffnungen zu erheben.

Der alte Graf von Hormegg, nicht minder geschmeichelt durch des Prinzen Bewerbungen, kam demselben auf halbem Wege entgegen, zog ihn überall vor, und verwandelte bald die bloße Bekanntschaft in wahrhaft herzlichen Umgang. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Graf den Prinzen insgeheim zu seinem Eidam erkoren habe. Nur Hortensiens Kränklichkeit und die Furcht vor ihren Launen schienen den Vater wie den Liebhaber noch von nähern Eröffnungen abzuhalten.

Der Prinz hatte aus den vertrauten Gesprächen des Grafen von Hortensiens Verklärungen gehört. Er brannte vor Begierde, sie in diesem wunderbaren Zustande zu sehen; und die Gräfin, welche sehr gut wußte, daß sie in demselben nichts weniger als unvortheilhaft erschiene, gab ihm, was sie sonst jedem Fremden verweigert hatte, Erlaubniß, einer solchen Stunde beizuwohnen.

Er kam an einem Nachmittage, da wir wußten, daß Hortensie in den merkwürdigen Schlaf sinken werde; denn sie selbst sagte es jedesmal in einer Verklärung vorher. Mich wandelte, ich kann es nicht läugnen, beim Eintritt des Prinzen in das Zimmer, noch eine kleine Eifersucht an. Bisher war ich der Glückliche gewesen, welchem sich die Gräfin in den wunderbaren Verherrlichungen ihrer äußern Anmuth und Schönheit am liebsten zugewandt hatte.

Carlo nahete sich leise über den weichen Teppich, auf seinem Fußzehen schwebend. — Er glaubte, sie schlummere wirklich, da er ihre Augen geschlossen sah. Furchtsamkeit und Entzücken lag in seinen Mienen, als er die reizende Gestalt erblickte, die zugleich in ihrem ganzen Wesen etwas Fremdartiges zeigte.

Hortensie hob endlich an zu reden. Sie unterhielt sich mit mir in ihren gewöhnlichen liebevollen Ausdrücken. Ich war wieder, wie immer, ihr Emanuel, dessen Gedanke und Wille ihr ganzes Wesen beherrschte; eine Sprache, die dem Prinzen sehr unangenehm tönte, und mir nie schmeichelhafter gewesen war. Doch schien Hortensie unruhiger und ängstlicher zu werden. Sie äußerte einige Male, sie leide Schmerzen, doch möge sie nicht erkennen, wodurch. Ich winkte dem Prinzen, daß er mir die Hand reiche. Kaum war es geschehen, schauderte Hortensie heftig, und rief finster: „Wie kalt! Weg mit diesem Bock da! Er tödtet mich!“ Sie bekam Verzuckungen, wie sie seit langer Zeit nicht gehabt. Carlo mußte eilfertig das Haus verlassen. Er war vor Entsetzen außer sich. Nur erst nach geraumer Zeit genas Hortensie von ihren Krämpfen. „Führet mir nie wieder jenes unreine Wesen zu!“ sprach sie.

Dieser Vorfall, der mich selbst sehr erschreckt hatte, brachte unangenehme Wirkungen. Der Prinz betrachtete mich von dem Augenblicke als seinen Nebenbuhler, und warf tödtlichen Haß auf mich. Der Graf von Hormegg, welcher sich ganz von ihm leiten ließ, schien selbst argwöhnisch gegen Hortensiens Empfindungen zu werden. Es war der bloße Gedanke, daß die Gräfin Neigung zu mir gewinnen konnte, seinem Stolze der unerträglichste. Beide, der Prinz und der Graf, schlossen sich fester an einander; hielten mich von der Gräfin entfernter, ausgenommen in Zeiten ihres Wunderschlafes; verabredeten die Vermählung, und der Graf eröffnete die Wünsche des Prinzen seiner Tochter. Diese, wiewohl durch die Aufmerksamkeit des Prinzen geschmeichelt, forderte doch, bis zu völliger Wiederherstellung ihrer Gesundheit, ihre Erklärung zurückbehalten zu dürfen. Inzwischen ward Carlo als Verlobter der schönen Gräfin angesehen. Er war ihr beständiger Begleiter, und sie die Königin aller seiner Feste.

Der Prinz sowohl als Graf von Hormegg hatten mich mit Hortensien tanzen gesehen hatten das allgemeine Flüstern des Beifalls gehört. Der Prinz brannte vor Eifersucht — er verhehlte es selbst Hortensien nicht. Der Graf nahm mir die Kühnheit übel, seine Tochter aufgefordert zu haben, und machte ihr folgendes Tages Vorwürfe, so leichtsinnig ihres Ranges zu vergessen.

Beide behaupteten, wie alle Welt, in ihrem Tanz sei Seelenvolleres, Leidenschaftlicheres gewesen. Weder der Graf noch der Prinz zweifelten, ich hätte der Gräfin eine ihrer unwürdige Neigung zu mir eingeflößt. Ungeachtet der Verstellung beider, sah ich bald deutlich, daß ich Gegenstand ihres Hasses und ihrer Furcht sei. Ich ward immer seltener, zuletzt nicht mehr in Gesellschaften gezogen, in welchen sich Hortensie befand. Ich schwieg.

Die beiden Herren gingen inzwischen in ihrer Besorgniß wirklich zu weit. Die Gräfin zwar läugnete ihnen keineswegs, daß sie gegen mich Gesinnungen der Dankbarkeit empfände; aber alles Andere war ein Vorwurf, der sie empörte. Sie gestand, daß sie mich schätze; daß in der That ihr aber einerlei wäre, ob ich in Venedig oder Konstantinopel tanze. „Es steht Ihnen frei, ihn zu verabschieden," sagte sie zu ihrem Vater, „sobald meine Genesung vollendet ist."

Das Amulet.

Mit Schmerzen erwartete Carlo und der Graf diesen Augenblick, meiner los zu werden zu die Vermählung Hortensiens herbeiführen. Mit Ungeduld erwartete ihn Hortensie, um ihrer Gesundheit froh werden zu können, und zugleich den Argwohn ihres Vaters zu beruhigen. Auch ich sah diesem Augenblick mit nicht geringerm Verlangen entgegen, denn alle Andern. Nur fern von Hortensien, unter fremden Umgebungen, unter andern Zerstreuungen hoffte ich mein Gemüth zu heilen. Ich fühlte mich unglücklich.

Nicht unerwartet verkündete eines Tages die Gräfin, als sie im Wunderschlaf lag, die Nähe ihrer vollkommenen Herstellung.

„In den heißen Tropfbädern von Battaglia," sprach sie, „wird sie die Gabe der Entzückung ganz verlieren. Führet sie dahin. Ihr Genesen ist nicht mehr fern. Jeden Tag ein Bad in der Morgenstunde, gleich nach dem Erwachen. Nach dem zehnten Bade, Emanuel, scheidet sie von dir. Sie sieht dich nie wieder, wenn es dein Wille ist. Aber laß ihr ein Andenken. Sie kann ohne dasselbe nicht gesunden. Du trägst auf deiner Brust seit langer Zeit eine dürre Rose zwischen Glas in Gold gefaßt. So lange sie dasselbe unmittelbar auf der Magengegend ihres Leibes, in Seide gewickelt trägt, kehrt der krampfhafte Zustand nicht zurück. Nicht später, nicht früher, als in der siebenten Stunde nach Empfang des dreizehnten Tropfbades, übergib es ihr. Bis dahin trage es unaufhörlich. Dann ist sie gesund."

Sie wiederholte öfters und mit sonderbarer Aengstlichkeit dies Verlangen; vorzüglich legte sie großen Werth auf die Stunde, da ich ihr mein einziges Kleinod überreichen sollte, von dessen Dasein sie nie gehört hatte.

„Tragen Sie wirklich dergleichen?" fragte mich der Graf erstaunt und wegen der geweissagten Gesundheitsvollendung seiner Tochter hochentzückt. Als ich es bejahte, fragte er weiter, ob ich einigen Werth auf den Besitz dieser Kleinigkeit lege? Ich versicherte, es sei mein Theuerstes, und daß ich lieber sterben, als es mir entreißen lassen würde. Doch zur Rettung der Gräfin wolle ich auch dies opfern.

„Vermuthlich ein Andenken von geliebter Hand?" fragte lächelnd und forschend der Graf, dem daran gelegen schien, zu erfahren, ob mein Herz irgend schon in einer Liebe vergeben sei.

„Es kömmt von einer Person, die mir für Alle gilt."

Der Graf, eben so sehr von meiner Großmuth gerührt, als zufrieden, daß ich mich zu dem Opfer entschlossen, von welchem Hortensiens bleibende Gesundheit abhing, vergaß für einen Augenblick den bisherigen Groll, und umarmte mich, was lange nicht mehr geschehen war. „Sie machen mich zu Ihrem größten Schuldner!" rief er.

Sein Dringendstes war, Hortensien, sobald ich mich nach ihrem Erwachen entfernt hatte, dasjenige zu erzählen, was sie im Wunder-

ſchlafe verlangt habe; dabei verſchwieg er ihr auch ſein Geſprach mit mir über das Amulet nicht, welches ſo großen Werth für mich habe, weil es ein Andenken derjenigen Perſon ſei, die ich über Alles liebe. Er legte darauf großen Nachdruck, um, falls Hortenſie — denn ſein Argwohn war geblieben—wirklich Neigung zu mir empfände, dieſe mit der Entdeckung zu tödten, daß ich längſt in den Feſſeln einer andern Schönheit ſeufze. Hortenſie vernahm Alles mit ſo harmloſer Unbefangenheit, und freute ſich ihrer baldigen Heilung ſo aufrichtig, daß der Graf von Hormegg einſah, ſein Verdacht habe dem Herzen ſeiner Tochter Unrecht gethan. Er hatte in der Freude ſeines Gemüths nichts Angelegentlicheres, als mir wieder die Unterredung mit der Gräfin zu beichten, und zugleich dem Prinzen von Allem Meldung zu thun, was vorgefallen ſei. Ich bemerkte auch von Stund an im Betragen des Grafen, wie des Prinzen, gegen mich etwas Ungezwungenes, Gütiges, Verbindliches. Man entfernte mich von Hortenſien nicht mehr mit voriger Aengſtlichkeit, ſondern behandelte mich mit einer Aufmerkſamkeit und Schonung, wie einen Wohlthäter, welchem Jeder das Glück ſeines Lebens ſchuldig wäre.

Es wurden ſogleich Anſtalten zur Abreiſe nach den Bädern von Battaglia getroffen. An einem ſchönen Sommermorgen verließen wir Venedig. Der Prinz war voraus, um Alles zum Empfang ſeiner angebeteten Braut vorzubereiten.

Durch die anmuthigen Ebenen von Padua nahten wir uns den euganeiſchen Bergen, an deren Fuß das Städtchen mit ſeinen Heilquellen liegt. Unterwegs liebte die Gräfin, oft zu Fuß zu gehen. Dann mußte ich ihr Führer ſein. Ihre Herzlichkeit bezauberte eben ſo ſehr, als ihr zarter Sinn für das Edle im menſchlichen Sein und für das Schöne in der Natur. „Ich könnte wohl recht glücklich ſein," ſagte ſie oft, „wenn ich meine Tage in irgend einer anmuthigen Gegend Italiens unter einfachen Geſchäften des häuslichen Lebens zubringen könnte. Die Unterhaltungen in den Städten laſſen das Gemüth leer; ſie ſind mehr betäubend, als vergnügend. Wie ſelig würd' ich ſein, wenn ich einfach leben dürfte, ungereizt von den Erbärmlichkeiten der Paläſte, wo man ſich um ein Nichts quält; wenn ich reich genug wäre, um mich her Glückliche zu machen, und ich in meinen Schöpfungen Quellen meiner Seligkeit fände! Doch man muß nicht Alles wollen."

Mehr als einmal, und in Gegenwart ihres Vaters, ſprach ſie von der großen Verbindlichkeit, die ſie gegen mich, als ihren Lebensretter, habe. „Wüßte ich nur, wie vergelten?" ſagte ſie. „Ich zerbreche mir ſchon lange den Kopf, etwas Ihnen recht angenehmes zu erfinden. Das müſſen Sie nun ſchon zugeben, daß mein Vater Sie in die Lage ſetzt, vollkommen unabhängig von andern Menſchen zu leben. Das aber iſt doch das Wenigſte; ich bedarf für mich ſelbſt einer andern Genugthuung."

Ein anderes Mal und öfters brachte ſie die Rede auf meinen Entſchluß, daß ich ſie und ihren Vater gleich nach ihrer Geneſung verlaſſen wolle. „Es wird uns leid ſein, Sie zu verlieren!" ſagte ſie dann mit Gemüthlichkeit: „Wir werden Ihren Verluſt, als den Verluſt eines treuen Hausfreundes und Wohlthäters, beklagen. Doch können und wollen wir Ihnen Ihren Entſchluß nicht durch Bitten erſchweren, bei uns zu verweilen. Ihr Herz ruft Sie anderswohin!" ſetzte ſie dann mit etwas ſchalkhaftem Lächeln hinzu, wie eingeweiht in ein Geheimniß meines Herzens: „Wenn Sie nur glücklich ſind, bleibt uns nichts zu wünſchen übrig. Und ich zweifle nicht, Liebe wird Sie glücklich machen. Doch vergeſſen Sie uns darum nicht ganz, und gönnen Sie uns von Zeit zu Zeit eine Nachricht von Ihrem Befinden."

Was ich bei ſolchen Aeußerungen empfand, kann ich eben ſo wenig ausſprechen, als daß ich hier noch ſagen möchte, was ich gewöhnlich zu erwiedern pflegte. Meine Antworten waren verbindlich und voll kalter Höflichkeit; denn Ehrfurcht gebot, mein Herz nicht zu verrathen. Und doch gab es auch wohl Augenblicke, da mich die Gewalt meiner Gefühle übermannte, und ich mehr ſagte, als ich wollte. Es geſchah wohl, daß, wenn ich etwas mehr als ſchmeichelnd und verbindlich ſprach, Hortenſie mich mit dem hellen Blick der verwunderten Unſchuld

anschaute, als begriffe und verstände sie mich nicht. Ich überzeugte mich, daß Hortensie mich dankbar schätzte, mich glücklich und zufrieden zu sehen wünschte, ohne mir deswegen einen geheimen Vorzug vor andern Sterblichen zu gewähren. Nur aus reinem Wohlwollen, und mir Freude zu machen, hatte sie auf dem Balle sich zum Tanze zu mir gesellt. Sie selbst gestand, sie habe immer erwartet, daß ich sie auffordern sollte. Ach, wie hatte meine Leidenschaft daraus schon vermessene Hoffnungen geschaffen! Wohl vermessene Hoffnungen; — denn hätte Hortensie wirklich mehr allgemeines Wohlwollen gegen mich gefühlt, was würde es mir haben nützen können? Ich würde nur unglücklicher durch ihr Unglück geworden sein."

Während mich im Stillen die Flamme verzehrte, war in ihrer Brust ein reiner Himmel voll Ruhe. Während ich hätte zu ihren Füßen hinsinken und gestehen mögen, was sie mir sei, wandelte sie, ohne die leiseste Ahnung meines Zustandes, neben mir hin, und suchte meinen Ernst durch Scherze zu zerstreuen.

Die Entzauberung.

Durch Veranstaltung des Prinzen waren für uns Zimmer in einem Schlosse der Marchesen von Este zum Empfang bereitet. Dies Schloß, nahe am Städtchen auf einem Hügel, bot mit den größten Bequemlichkeiten zugleich die lieblichsten Aussichten in die Ferne und schattenreiche Lustgänge in der Nähe an. Zu den Tropfbädern aber mußte man sich jedesmal in die Stadt begeben; auch war für die Gräfin daselbst ein eigenes Haus eingerichtet worden, wo sie die Morgen zubrachte, so lange sie baden sollte.

Ihr Wunderschlaf war in Battaglia nach den ersten Bädern schon sehr kurz und dunkel. Sie redete nur noch selten, antwortete nicht einmal immer, und schien eines ganz natürlichen Schlafs zu genießen. Da sie nach dem siebenten Bade im Schlafe sprach, befahl sie, daß man sie nach dem zehnten Bade nicht mehr in diesem Hause lassen solle. Wirklich verfiel sie nach dem zehnten Bade noch einmal in den Schlaf; doch sagte sie nichts, als: „Emanuel, ich sehe dich nicht mehr!" Dies waren die letzten Worte, welche sie im Zustande ihrer Verklärungen geredet hat. Seitdem hatte sie wohl noch einige Tage einen etwas unnatürlich festen Schlaf, aber ohne darin des Wortes mächtig zu sein.

Endlich kam der Tag ihres dreizehnten Tropfbades. Bisher war Alles auf's pünktlichste erfüllt worden, was sie sonst in Verklärungsstunden befohlen oder vorausgesagt hatte; nun war es um das Letzte zu thun. Der Graf von Hormegg und der Prinz kamen schon früh Morgens zu mir, um mich an die baldige Ablieferung meines Amulets zu mahnen. Ich mußte es ihnen zeigen. Sie verließen mich den ganzen Morgen keinen Augenblick, als wären sie, nun dem längst ersehnten Ziele so nahe, plötzlich mißtrauisch geworden, ich könne wegen meines Opfers andern Sinnes werden, oder das Heiligthum durch Zufall verloren gehen. Sobald die Gräfin nach dem Bade einige Stunden geruht hatte, wurde sie von uns auf das Schloß begleitet. Sie war ungemein heiter und beinahe muthwillig. Darauf vorbereitet, daß sie in der siebenten Stunde das Geschenk von mir annehmen und dann lebenslänglich tragen müsse, freute sie sich wie ein Kind auf die Gabe, und neckte mich scherzend mit der Treulosigkeit, die ich an meiner Auserwählten verübe, deren Geschenk ich einer Andern gäbe.

Es schlug zwei Uhr. Die siebente Stunde war da. Wir befanden uns in einem heitern Gartensaal. Der Graf, der Prinz, die Kammerfrauen der Gräfin waren anwesend.

„Und nun nicht länger gezögert!" rief der Graf: „Der Augenblick ist da, welcher der letzte von Hortensiens Leiden und der erste meines Glückes ist."

Ich zog das theure Medaillon von der Brust, auf der ich es so lange getragen, und löste die goldene Schnur von meinem Hals; drückte, nicht ohne wehmüthige Empfindung, einen Kuß auf das Glas, und überreichte es der Gräfin.

Hortensie nahm es, und indem ihr Blick auf die getrocknete Rose fiel, sah man plötzlich ein feuriges Roth ihr Antlitz überfliegen. Sie verneigte sich sanft gegen mich, als wollte sie mir danken; aber in ihren Gesichtszügen erkannte man eine Bestürzung oder Verwirrung ihres Gemüths, die sie zu verhehlen bemüht

schien. Sie stammelte einige Worte, und entfernte sich dann plötzlich mit ihren Kammerfrauen. Der Graf und der Prinz waren gegen mich ganz Dankbarkeit. Sie hatten für den Abend ein kleines Fest auf dem Schlosse veranstaltet. Aus Este und Rovigo waren einige adeliche Familien dazu eingeladen worden.

Inzwischen warteten wir lange und vergeblich auf die Wiedererscheinung der Gräfin. Erst nach einer Stunde vernahmen wir, sie sei, sobald sie das Medaillon angelegt habe, vom Schlaf überfallen worden, und schlafe wirklich süß und fest. Es vergingen zwei, drei und vier Stunden. Die eingeladenen Gäste hatten sich bei uns versammelt; aber Hortensie erwachte nicht. Der Graf, in großer Unruhe, begab sich selber zu ihrem Bette. Da er sie aber tief und ruhig schlummernd fand, scheute er sich, sie zu stören. Das Fest ging vorüber ohne Hortensiens Gegenwart: doch wo sie fehlte, war nur halbe Lust. Hortensie schlief noch, als man nach Mitternacht aus einander schied.

Aber auch folgendes Morgens war sie noch in gleich festem Schlaf; kein Geräusch erweckte sie. Der Graf gerieth in Todesangst. Meine Unruhe war nicht geringer. Es wurden Aerzte herbeigerufen. Diese jedoch versicherten, die Gräfin schlafe einen gesunden, erquickenden Schlaf; die Farbe ihres Gesichts wie ihr Puls verkündeten das vollste Wohlsein. Mittag und Abend kamen; Hortensie erwachte nicht. Es gehörten die wiederholtesten Versicherungen der Aerzte dazu, daß die Gräfin sich offenbar wohl befände, um uns zu beruhigen. Die Nacht kam und verfloß. Jubel scholl am andern Morgen durch das ganze Schloß, als die Frauenzimmer Hortensiens frohes Ermuntern meldeten. Jedermann eilte hin und wünschte der Genesenen Glück.

Neuer Zauber.

Warum soll ich es nicht sagen? — Während der allgemeinen Freude stand ich allein traurig—ach, mehr als traurig, in meinem Zimmer. Die Verpflichtungen, welche ich ehemals gegen den Grafen von Hormegg eingegangen war, hatten ihre Erfüllung. Ich konnte abreisen, wenn ich wollte. Ich hatte Verlangen und Entschluß dazu oft genug geäußert. Man erwartete nichts Anderes von mir, als daß ich mir selber Wort halten werde. Aber — — — nur in ihrer Nähe athmen zu können, schien mir das beneidenswürdigste aller Loose; nur einen ihrer Blicke zu empfangen, die schönste Nahrung der Lebensflamme. Fern von ihr wohnen, schien mir Verurtheilung zum Tode.

Gedachte ich aber ihrer nahen Vermählung mit dem Prinzen, und der Wankelmüthigkeit des schwachen Grafen—gedachte ich meiner eigenen Ehre, meines Bedürfnisses, frei zu sterben, da regte sich männlicher Stolz und Trotz; es blieb entschieden, sobald als möglich von hinnen zu ziehen. Ich schwor, zu fliehen. Ich sah die Endlosigkeit meines Unglücks; doch war mir lieber, lebenslang der Freude Valet zu sagen, als mir selber verächtlich zu werden.

Ich fand Hortensien im Schloßgarten. Ein sanfter Schauder durchbebte mich, da ich ihr näher trat, um ihr meine Glückwünsche zu bringen. Sie stand sinnig vor einem Blumenbeet, getrennt von ihren Frauenzimmern. — Sie schien frischer und blühender, als ich sie je gesehen, und von einem neuen Leben durchglüht. Erst als ich sie anredete, ward sie meiner gewahr.

„Wie erschrecken Sie mich!“ sagte sie lächelnd und bestürzt, und eine höhere Röthe überflog ihre Wangen.

„Auch ich, meine theure Gräfin, wollte Ihnen meine Freude, meinen Glückwunsch...“ Mehr sagen konnte ich nicht; denn meine Stimme zitterte, meine Gedanken verwirrten sich, ich konnte ihren Blick nicht ertragen, der in das Innerste meines Herzens dringen wollte. Mühsam stammelte ich noch eine Entschuldigung, sie zestört zu haben.

Ihre Blicke waren schweigend auf mich geheftet. Nach einer langen Pause sagte sie: „Sie sprechen von Freude, Lieber; aber sind Sie auch froh?“

„Herzlich, daß ich Sie gerettet weiß von der Krankheit, an der Sie so lange litten. Nun, in wenigen Tagen darf ich von hier aufbrechen, und mir, wenn es möglich ist, in andern Gegenden selber angehören, da ich Niemandem mehr angehöre. Meine Gelübde ist gelöst.“

„Ist es also Ihr Ernst, lieber Faust, uns zu verlassen? Ich hoffe es nicht. Wie können Sie sagen, daß Sie Niemanden angehören? Haben Sie uns nicht durch alle Pflichten der Erkenntlichkeit an sich gebunden? Was zwingt Sie, von uns zu scheiden?"

Ich legte die Hand auf mein Herz und senkte den Blick zur Erde; denn zu reden war mir unmöglich.

„Sie bleiben bei uns, Faust. Nicht?"

„Ich darf nicht."

„Und wenn ich Sie bitte, Faust?"

„Um Gotteswillen, gnädige Gräfin, bitten Sie nicht, befehlen Sie nicht. Mir kann nur wohl sein, wenn ich — nein, ich muß von hier."

„Bei uns ist Ihnen nicht wohl? Und doch zieht Sie kein anderer Beruf, keine andere Pflicht von uns?"

„Pflicht gegen mich selbst."

„Gehen Sie denn, Faust; ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte, auch wir würden Ihnen etwas werth sein."

„Gnädige Gräfin, wenn Sie wüßten, was Ihre Worte anstifteten, Sie würden meiner voll Erbarmens schonen."

„So muß ich schweigen, Faust. Gehen Sie, aber Sie thun ein schweres Unrecht!"

Indem sie diese Worte sagte, wandte sie sich von mir. Ich wagte es, ihr nachzugehen und sie zu bitten, mir nicht zu zürnen. Aus ihren Augen fielen Thränen. Ich erschrack. Mit gefalteten Händen beschwor ich sie, mir nicht zu zürnen. „Gebieten Sie mir," sagte ich, „ich will gehorchen. Befehlen Sie, daß ich bleibe? Meine innere Ruhe, mein Glück, mein Leben opfere ich mit Freuden diesem Befehl!"

„Gehen Sie Faust, ich erzwinge nichts. Sie sind ungern bei uns."

O Gräfin, bringen Sie keinen Menschen zur Verzweiflung."

„Faust, wann wollen Sie fortreisen?"

„Morgen, heute."

„Nein, nein, Faust!" sagte sie leise und trat näher zu mir: „Ich setze keinen Werth auf meine Gesundheit, Ihr Geschenk, wenn Sie — Faust! Sie bleiben noch; nur einige Tage wenigstens!" Sie lispelte dies mit so weicher, flehentlicher Stimme, und sah mich dazu mit ihren nassen Augen so mahnend an, daß ich aufhörte, Herr meines Willens zu sein.

„Ich bleibe."

„Aber gern?"

„Mit Entzücken."

„Gut! Nun lassen Sie mich einen Augenblick, Faust. Sie haben mich recht betrübt. — Aber verlassen Sie nur den Garten nicht; ich will mich nur erholen." Mit diesen Worten ging sie von mir, und verlor sich zwischen den blühenden Orangenbäumen.

Lange blieb ich auf derselben Stelle, wie ein Träumender. Solche Sprache hatte ich nie von der Gräfin gehört. Es war nicht Sprache der Höflichkeit bloß. Alles bebte in mir unter der Vorstellung: ich habe in ihrem Herzen einigen Werth. Diese Aufforderungen, noch zu bleiben, diese Thränen — — und, was sich nicht beschreiben läßt, das eigene Etwas, die wunderbare Sprache in ihrer Haltung, in ihren Bewegungen, in ihrer Stimme — eine Sprache ohne Worte, die doch mehr sagte, als Worte ausdrücken — — ich verstand von Allem nichts, und verstand Alles. Ich bezweifelte und war voller Ueberzeugung.

Nach einer halben Viertelstunde, da ich in den Gartengängen auf und ab wandelte, und mich zu den übrigen Frauenzimmern gesellt hatte, kam die Gräfin lebhaft und fröhlich gegen uns. In ihrer zarten Gestalt, von weißen Gewändern umschwebt, vom vollen Sonnenglanz umflossen, schien sie ein Wesen aus Raphaels Malerträumen. In der Hand trug sie einen Strauß von Nelken, Rosen u. veilchenfarbenen Vanilleblüthen. „Ich habe Ihnen," sagte sie zu mir, „ein paar Blumen gepflückt, lieber Faust; verschmähen Sie sie nicht. Ich gebe sie Ihnen mit ganz andern Gemüth, als einst während meiner Krankheit die Rose. Ich sollte Sie, mein lieber Leibarzt, nur gar nicht daran erinnern, wie ich Sie immer mit meinen kindischen Launen gequält habe. — Aber ich erinnere mich recht pflichtmäßig daran, um bei Ihnen wieder Alles gut zu machen. O, und wie viel habe ich gut zu machen! Geben Sie mir nun den Arm u. Fräulein Cäcilien den andern." So hieß eine ihrer Gesellschafterinnen.

Wie wir umhergingen unter leichten Plaudereien und Scherzen, kam auch ihr Vater, der Graf, und bald nachher der Prinz. Nie war Hortensie liebenswürdiger gewesen, als an diesem ersten Tage ihrer wieder erlangten Gesundheit. Mit zärtlicher Ehrfurcht redete sie zu ihrem Vater, mit freundlicher Traulichkeit zu ihren Gesellschafterinnen, mit feiner Höflichkeit und Güte zum Prinzen; zu mir aber nie anders, als mit Bezeugungen ihrer Dankbarkeit. Nicht daß sie mir in Worten dankte, sondern in in der Art, wie sie zu mir sprach. Es war, sobald sie sich zu mir wandte, in ihren Worten und Tönen etwas unbeschreiblich Herzliches, in ihren Blicken und Mienen etwas Schwesterlich-vertrautes, Gutmüthiges, um meine Zufriedenheit Sorgsames. Diesen Ton änderte sie auch weder in Gegenwart des Vaters, noch des Prinzen. Sie führte ihn mit einer Sicherheit, als wenn es nicht anders sein solle und dürfe.

Es verflossen in Festen und Freuden einige reizende Tage. Hortensiens Stimmung änderte sich gegen mich nicht. Ich selbst, immer zwischen kalten Gesetzen der Ehrerbietung und Flammen der Leidenschaft, fand in Hortensiens Umgang endlich eine Ruhe, eine innere Selbstständigkeit wieder, der ich entbehrt hatte, seit ich diese Wunderbare kannte. Ihre Natürlichkeit und Wahrheit machte mich wahrer, natürlicher; ihre Traulichkeit gleichsam brüderlicher. Sie verhehlte keineswegs ein Herz voll reinster Freundschaft gegen mich — um so weniger barg ich meine Empfindungen, wenn ich gleich nicht das Innerste zu verrathen wagte. Und doch — o wer konnte so vielem Reiz widerstehen! — ward es verrathen.

Die Badegäste zu Battaglia pflegen an schönen Abenden meistens vor einem großen Kaffeehause versammelt zu sitzen, in freier Luft, und Erfrischungen zu genießen. Da herrscht ungezwungene Unterhaltung. Man sitzt auf Stühlen in Halbkreisen umher an der offenen Straße. Man hört links und rechts Mandolinen und Zithern schwirren und Gesänge nach italienischer Sitte. Auch in dem großen Hause tönt Musik. Fenster und Thüren sind beleuchtet.—Die Gräfin kam eines Abends, da uns der Prinz früher wie gewöhnlich verlassen hatte, auf den Einfall, jene Versammlung der Badegäste zu besuchen. Ich war schon auf meinem Zimmer, und saß träumend über mein Schicksal, den Blumenstrauß mit beiden Händen haltend. Das Licht brannte dunkel; die Thüre meines Zimmers stand halb offen. So sahen mich im Vorübergehen Hortensie und Cäcilie. Beide beobachteten mich lange. Dann traten sie leise herein — aber ich gewahrte sie nicht, bis sie dicht vor mir standen, und mir erklärten, ich müsse sie in die Stadt begleiten. Nun weideten sie sich scherzend an meiner Bestürzung. Hortensie erkannte den Blumenstrauß. Sie nahm ihn vom Tisch, auf welchen ich ihn geworfen hatte, und steckte ihn, so welk er auch war, vor ihren Busen. — Wir gingen nach Battaglia hinab und mischten uns in die fröhliche Gesellschaft.

Da geschah es, daß Cäcilie, im Gespräch mit Personen ihrer Bekanntschaft, von uns kam.— Es zürnten weder Hortensie noch ich. An meinem Arm wandelte sie in dem regen Getümmel auf und ab, bis sie müde ward. Wir setzten uns auf ein Bänkchen unter einer seitwärts stehenden Ulme. Der Mond fiel durch die Zweige auf Hortensiens schönes Gesicht, und auf die welken Blumen an ihrem Busen.

„Wollen Sie mir wieder nehmen, was Sie mir gegeben hatten?“ fragte ich, indem ich auf den Strauß deutete.

Sie sah mich lange mit wunderbarem, sinnigem Ernst an; dann sagte sie: „Es ist mir immer, als wenn ich Ihnen nichts geben und nichts nehmen könnte. Ist Ihnen nicht zuweilen eben so?“

Diese Antwort und Gegenfrage, so leicht und ruhig hingeworfen, versetzte mich in Verlegenheit und Schweigen. Ich wagte aus Ehrfurcht kaum den holden Sinn darin zu berühren. Sie wiederholte die Frage noch einmal.

„Allerdings, leider auch mir ist's oft so!„ sagte ich. „Wenn ich die Kluft erblickte zwischen Ihnen und mir, und den Abstand, welcher mich fern von Ihnen hält, dann wird's mir so. Wer kann den Göttern geben und nehmen, das ihnen nicht immer gehörte?“

Sie sah mich mit großen Augen der Verwunderung an. „Was reden sie von den Göt-

tern, Faust? Auch sich selber kann man nichts geben, nichts nehmen."

„Sich selber?" erwiederte ich mit ungewisser Simme. „Sie wissen also, daß sie mich zu Ihrem Eigenthum gemacht haben?"

„Ich weiß selbst nicht, wie es ist!" gab sie zur Antwort, und senkte die Augen.

„Aber ich, theure Gräfin, aber ich weiß es. Der Zauber, welcher über uns waltet, hat sich nicht verloren, sondern nur die Richtung verändert. Einst beherrschte ich in Ihren Verklärungen Ihren Willen; nun beherrschen Sie den meinigen. Ich lebe nur in dem Gedanken an Sie; ich kann nichts, ich bin nichts ohne Sie. Zürnen Sie immerhin meines Geständnisses, frevelvoll vor der Welt, aber nicht vor Gott. Denn es ist, was ich thue, Ihr eigenes Gebot. Kann ich mich vor Ihnen verbergen? Ist es ein Verbrechen, daß meine Seele an Ihr Wesen gefesselt ist, o Gräfin, so ist es nicht mein Verbrechen."

Sie wandte das Gesicht ab und hob die Hand, um mir zu bedeuten, daß ich schweige. Ich hatte im gleichen Augenblick die meinigen erhoben, um meine Augen zu bedecken, die sich in einer Thräne verdunkelten. Da sanken die erhobenen Hände in einander. Wir schwiegen; der Gedanke lösete sich in gewaltigen Empfindungen auf. Ich hatte meine Leidenschaft verrathen—aber Hortensie hatte mich begnadigt.

Cäcilie störte uns auf. Wir gingen schweigend zum Schloß zurück. Als wir schieden, sagte die Gräfin leise und traurig. „Ich bin durch sie gesund geworden, um viel kränker zu werden!"

Petrarcas Wohnung.

Am folgenden Tage, da wir uns wieder fanden, war eine Art heiliger Scheu zwischen uns. Ich wagte kaum, sie anzureden; sie kaum mir zu antworten. Unsere Blicke begegneten sich oft, beide voll Ernstes. Sie schien mich durchforschen zu wollen; ich suchte in ihren Augen zu lesen, ob sie meiner gestrigen Verwegenheit nicht zürne im nüchternen Augenblick. Es verflossen mehrere Tage, wir sahen uns nie wieder allein. Wir hatten ein Geheimniß unter uns, und fürchteten es durch einen Wink zu entweihen. Hortensiens ganzes Wesen war feierlicher, ihr Frohsinn gemäßigter, als gehöre sie nicht mit vollem Herzen den gewöhnlichen Umgebungen an.

Inzwischen zog ich wohl zu viel von ihrem veränderten Betragen auf Rechnung jener entscheidenden Stunde unter der Ulme. Denn Prinz Carlo hatte, wie ich erst später erfuhr, förmlich um die Hand der Gräfin angehalten, dies aber ein unangenehmes, gespanntes Verhältniß zwischen ihr und dem Prinzen und ihrem Vater bewirkt. Um diese beiden nicht zu beleidigen, und Zeit zu gewinnen, hatte Hortensie sich Bedenkfrist erbeten, und zwar auf einen so unbestimmten Zeitraum und mit einer so harten Bedingung, daß Carlo fast verzweifeln mußte, seinen Wunsch gekrönt zu sehen. „Nicht daß ich dem Prinzen abgeneigt bin," lautete ihre Erklärung, „aber ich will noch meiner Freiheit froh sein. Ich werde einst selbst und freiwillig mein Ja oder Nein geben; wird mir aber, ehe ich es begehre, der Antrag wiederholt, so werde ich ihn bestimmt und auf immer verwerfen, selbst wenn ich den Prinzen wirklich liebte.

Der Graf kannte aus früheren Zeiten den unbeugsamen Sinn seiner Tochter; doch hoffte er schon darum das Beste, weil Hortensie die Bewerbung des Prinzen nicht geradezu abgelehnt hatte. Carlo hingegen war etwas mißmuthig. Er sah sich durch diese Erklärung zum ewigen Liebhaber verdammt, und ohne bestimmte Hoffnungen. Doch hatte er Eigenliebe genug, zu glauben, er werde durch treues Ausharren endlich Hortensiens Herz bewegen. Ihre Vertraulichkeit gegen mich war ihm zuweilen unbehaglich, doch schien er sie nicht zu fürchten; er fand sie eben deswegen gefahrlos, weil sie offen war und unbefangen. Hortensie behandelte auch ihn auf gleiche Weise. Er hatte sich gewöhnt, mich als Hausfreund und vertrauten Rath sowohl der Tochter als des Vaters zu sehen, und da ihm der Graf das Geheimniß meiner bürgerlichen Herkunft entdeckt hatte, konnte er an mir um so weniger Nebenbuhlerei besorgen. Ja, er selbst bequemte sich, mich zum Vertrauten zu machen, und erzählte mir eines Tages die Geschichte seiner Werbung um

Hortenſiens Hand, und die Antwort der Gräfin. Er beſchwor mich, ihm meine freundſchaftlichen Dienſte zu gewähren, und nur, wenn auch noch ſo entfernt, zu lauſchen, ob Hortenſie einige Neigung für ihn habe. Ich mußte es verſprechen. Jeden Tag fragte er, ob ich Entdeckungen gemacht habe! Immer konnte ich mich entſchuldigen, nicht Gelegenheit gefunden zu haben, die Gräfin allein zu ſehen.

Vermuthlich dieſe Gelegenheit herbeizuziehen veranſtaltete er ſelbſt eine kleine Luſtfahrt nach Arquato, drei Meilen von Battaglia, wohin oft Badegäſte zu dem Grabmal und Wohnhaus Petrarca's zu wallfahren pflegen. Hortenſie achtete von allen Dichtern Italiens dieſen zarten, Alles vergeiſtigenden Sänger frommer Liebe am höchſten. Sie hatten ſich lange ſchon auf die Wallfahrt gefreut. Wie aber der Augenblick der Abreiſe erſchien, blieb Carlo nicht nur unter einem leichten Vorwande zurück, ſondern wußte auch den alten Grafen abzuhalten, Hortenſien zu begleiten. Er verſprach indeſſen, unfehlbar nachzukommen. Beatrix und Cäcilie, die Geſellſchafterinnen der Gräfin, fuhren allein mit ihr; ich folgte dem Wagen zu Pferde.

Ich führte die Frauenzimmer zum Kirchhof des Dorfes, wo ein einfacher Grabſtein die Aſche des unſterblichen Dichters bedeckte, und überſetzte ihnen die lateiniſche Inſchrift. Hortenſie ſtand in tiefem Ernſt vor dem Stein. Sie ſeufzte. „Doch ſtirbt nicht Alles!" ſagte ſie, und ich glaubte zu fühlen, wie ſie meinen Arm leiſe an ſich zog. „Stürbe Alles," ſagte ich, „wäre nicht das Leben des Menſchen Grauſamkeit des Schöpfers, und die Liebe der ſchwerſte Fluch des Lebens?"

Wir gingen ſchwermuthsvoll vom Kirchhofe. Ein alter, freundlicher Mann führte uns von da zu einem nicht entfernten Rebenhügel, auf welchem Petrarca's Wohnung ſtand, an welche ſich ein kleiner Garten ſchmiegte. Man ſah daraus über die Ebene eine heitere Ausſicht. Im Hauſe zeigte man auch Petrarca's Hausgeräth, mit ehrfurchtvoller Treue aufbewahrt; ſeine Tiſche, an denen er las und ſchrieb, die Seſſel, auf denen er ruhte—ſelbſt das Geſchirr ſeiner Küche.

Immer übt der Anblick ſolcher Ueberbleibſel einen Einfluß auf das Gemüth—er wirft den Zwiſchenraum von Jahrhunderten in ſein Nichts, und ſtellt das Längſtvergangene in Gegenwart her.

Mir war es, als ſei der Dichter nur hinausgegangen; er werde die kleine braune Thür ſeines Zimmers öffnen und uns begrüßen. Hortenſie fand eine zierliche Ausgabe von Petrarca's Sonetten auf einem Winkeltiſch. Sie ſetzte ſich müde hinzu, lehnte ihr ſchönes Haupt auf die Hand und las aufmerkſam, indem ſie mit den Fingern der unterſtützenden Hand ihren Augen ein verheimlichendes Obdach machte. Beatrix und Cäcilie gingen, Erfriſchungen für die Gräfin zuzubereiten. Ich blieb ſchweigend am Fenſter. — Petrarca's Liebe und Hoffnungsloſigkeit war mein Schickſal; eine andere Laura ſaß da, nicht durch den Zauber der Muſe göttlich, aber göttlich durch ſich ſelbſt.

Hortenſie nahm ein Tuch, ihre Augen zu trocknen. Ich erſchrack, ſie weinen zu ſehen. Ich nahte mich ihr ſchüchtern, und wagte doch nicht, ſie anzureden. Sie ſtand plötzlich auf, lächelte mich an mit Thränen im Blick, und ſagte: „Der arme Petrarca, das arme Menſchenherz! Aber Alles zieht vorbei, Alles. Er hat ſeit Jahrhunderten ausgeklagt. Doch ſagt man, er habe in ſpätern Jahren ſich ſelbſt überwunden. Iſt es gut, ſich zu überwinden? Heißt es nicht ſich ſelbſt verwüſten?"

„Und wenn die Nothwendigkeit gebietet?"

„Hat die Nothwendigkeit Gewalt über das Menſchenherz?"

„Aber Laura war die Gemahlin Hugo's von Sade—ihr Herz durfte ihm nicht gehören.— Sein Loos war, einſam zu lieben, einſam zu ſterben. Er aber hatte die Gabe des Geſanges, und die Muſen tröſteten ihn. Er war unglücklich—wie ich."

„Wie Sie?" ſetzte Hortenſie mit kaum hörbarer Stimme hinzu. „Unglücklich, Fauſt?"

„Ich habe nicht die göttliche Gabe des Geſanges. Darum wird mein Herz brechen, das Keiner tröſtet. Gräfin, theure Gräfin — darf ich Ihnen mehr ſagen, als ich geſagt habe?

Aber ich will Ihrer Achtung würdig bleiben, und nur durch männlichen Muth kann ich es. Gewähren Sie mir eine Bitte, nur eine einzige, bescheidene Bitte."

Hortensie schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Eine Bitte, theure Gräfin, für meine Ruhe."

„Was soll ich?" flüsterte sie, ohne aufzublicken.

„Bin ich gewiß, daß Sie mir die Bitte nicht verweigern?"

Sie betrachtete mich mit großen, ernsten Blicken, und sagte dann mit unbeschreiblicher Würde: „Faust, ich weiß nicht, was Sie bitten werden; aber wie viel es auch sei — ja, Faust, ich bin Ihnen mein Leben schuldig, mein Vertrauen — Ich erfülle Ihre Bitte. Reden Sie."

Ich ergriff ihre Hand, ich sank zu ihren Füßen, ich drückte ihre Hand an meine brennenden Lippen — ich verlor beinahe Bewußtsein und Sprache. Hortensie, wie gefühllos in sich selbst gesunken, stand mit gesenkten Blicken da.

Endlich gewann ich die Macht zu reden wieder. „Ich muß hinweg von hier. Lassen Sie mich fliehen. Ich darf nicht länger weilen.— Lassen Sie mich fern von Ihnen mein Leben in irgend einer Einsamkeit beruhigen. Ich muß hinweg. Ich störe den Frieden ihres Hauses. Carlo hat Ihre Hand gefordert."

„Sie wird ihm nie!" unterbrach mich die Gräfin mit festem Ton.

„Lassen Sie mich fliehen. — Selbst Ihre Güte häuft die Menge meines Elends noch mehr an."

Hortensie war in einem heftigen Kampf mit sich selber. „Sie thun ein fürchterliches Unrecht. Aber ich darf es ja nicht mehr verhindern!" rief sie und brach in ein heftiges Weinen aus. Sie schwankte und suchte den Sessel. Indem ich aufsprang, sank sie schluchzend an meine Brust. Nach einigen Augenblicken ermannte sie sich wieder. Sie fühlte sich von einem meiner Arme umschlungen, und wollte sich demselben entziehen. Aber ich, den Himmel an meiner Brust, vergaß die Gebote der alten Ehrerbietung, umschlang sie fester und seufzte: „Diese Minute und nun genug!"— Ihr Widerstand erstarb. Sie richtete ihre Augen zu mir auf, und mit einem Antlitz, von welchem, wie einst, Verklärungsröthe schimmerte, lispelte sie mir zu: „Faust, was beginnen Sie?"

„Werden Sie mich auch in der Ferne nicht vergessen?" fragte ich zurück.

„Kann ich es dann?" seufzte sie, und schlug die Augen nieder.

„Leben Sie wohl, Hortensie!" stammelte ich. Meine Stirn sank an die ihrige nieder.

„Emanuel! Emanuel!" flüsterte sie. Meine Lippen hingen an den ihrigen. Ich fühlte zart und dunkel ihren Gegenkuß, ihrer Arme einen um meinen Hals. Es verschwanden Minuten, Viertelstunden.

Ich ging, ein Trunkener, schweigend an ihrer Seite aus Petrarcas Wohnung, den Steg am Hügel hinab. Drunten warteten zwei Diener, die uns zu einer Laube unter wilden Lorbeersträuchen führten, wo ein kleines Mahl bereit stand. Im Augenblick rollte auch der Wagen des Prinzen herbei. Carlo und der Graf stiegen aus.

Hortensie war sehr ernst, in ihren Antworten kurz. Sie schien in beständiges Nachdenken verloren. Ich sah ihr an, daß sie sich Gewalt that, wenn sie mit dem Prinzen reden sollte.— Gegen mich beh elt sie unverwandelt das Herzliche und Zutrauliche ihres Benehmens. Zum andern Mal ward Petrarca's Wohnung besucht, weil der Graf von Hormegg sie sehen wollte. Als wir in das Zimmer traten, welches das Geständniß unserer Herzen zum Heiligthum geweiht hatte, setzte sich Hortensie wieder auf den Sessel neben dem Tisch in die gleiche Stellung zum Buche, wie das erste Mal; blieb auch so, bis wir wieder gingen. Da stand sie auf, legte ihre Hand auf die Brust, sah mich mit einem durchdringenden Blicke an und eilte dann schnell hinaus.

Der Prinz hatte diese Bewegung, diesen Blick bemerkt. Eine dunkle Röthe zog über sein finsteres Gesicht; er ging mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte hinaus. Alle

Freude war aus unserer Gesellschaft gewichen. Jedem schien daran gelegen zu sein, bald wieder das Schloß zu erreichen. Ich zweifelte nicht, Carlo's Eifersucht habe Alles errathen, und fürchtete, von seiner Rachsucht weniger für mich, als für den Frieden der Gräfin.

Darum, sobald wir heimgekommen waren, beschloß ich, Alles zur schleunigen Abreise für den folgenden Morgen einzurichten. Ich entdeckte dem Grafen von Hormegg meinen unwiderruflichen Entschluß, übergab ihm alle Papiere, und beschwor ihn, der Gräfin nichts zu sagen, bis ich abgereiset sein würde.

——

Traurige Trennung.

Schon längst hatte ich auf diesen Fall vom Grafen die Erlaubniß erhalten, daß mich Sebald begleiten könne, der seine Entlassung vielmals gefordert hatte, um seine deutsche Heimath wiederzusehen. Sebald wirbelte und tanzte vor Freuden in der Stube herum, als er von mir hörte, der Augenblick des Scheidens sei da. Jedem ein Roß, Jedem ein Mantelsack dazu, das war unsere ganze Ausrüstung zur Reise.

Ich hatte beschlossen, vor Ankunft des folgenden Tages in aller Stille abzuziehen. Niemand im Schlosse wußte darum, als Sebald und der Graf; Niemand sollte davon wissen. Hortensien wollte ich ein paar Zeilen des Dankes, der Liebe und des ewigen Lebewohls hinterlassen. Der alte Graf schien zwar überrascht, doch nicht ganz unzufrieden. Er umarmte mich auf's zärtlichste, dankte mir für meine geleisteten Dienste, und versprach, binnen einer kleinen Stunde auf mein Zimmer zu kommen, um mir noch einige nützliche Papiere zu übergeben, die mir für die Zukunft ein sorgenfreies Leben schaffen und, wie er sich ausdrückte, nur eine Zahlung auf Rechnung seiner lebenslänglichen Schuld sein sollten. Ich wollte ein mäßiges Reisegeld nicht ausschlagen, um Deutschland erreichen zu können — denn ich war in der That fast ohne Geld, aber mehr anzunehmen weigerte sich mein Stolz.

Sobald ich zurück auf mein Zimmer kam, ward eingepackt. Sebald eilte zu den Rossen, und besorgte alles Nöthige, jeden Augenblick aufbrechen zu können. Ich schrieb inzwischen an Hortensien. Was ich litt, wie ich mit mir selber kämpfte, wie oft ich vom Schreiben aufsprang, um meinen Schmerz auszuweinen, mag ich hier nicht schildern. Zerrissen lag mein Leben, glücklos meine Zukunft. Der Tod ist süßer und leichter, als das Ueberleben aller Hoffnung.

Mehrmals zerriß ich, was ich geschrieben.— Ich hatte noch nicht vollendet, als ich auf eine Art gestört ward, die ich am wenigsten erwarten konnte.

Zitternd und odemlos stürzte Sebald zu mir in's Zimmer, nahm hastig die gepackten Mantelsäcke und rief: „Herr Faust, es ist ein Unglück geschehen. Man will Sie in's Gefängniß schleppen. Man will Sie umbringen. Fliehen wir, ehe es zu spät ist.“ Ich fragte vergebens nach der Ursache seines Schreckens. Ich erfuhr nur, der alte Graf sei in Wuth, der Prinz in Raserei, Jedermann im Schlosse gegen mich empört.— Ich erwiederte kalt, daß ich keine Ursache habe, mich zu fürchten, noch weniger als ein Verbrecher zu fliehen. „Herr!“ rief Sebald: „ohne Unglück entkömmt man dieser Unglücksgesellschaft nicht: über die waltet ein böser Stern. Das habe ich lange gesagt. Fliehen Sie!“

Indem traten zwei Jäger des Grafen zur Thür herein und ersuchten mich auf der Stelle zu Seiner Gnaden zu kommen. Sebald blinkte und winkte mit den Augen, ich sollte zu entwischen suchen. Ich konnte mich wegen seiner Furchtsamkeit des Lächelns nicht erwehren, und folgte den Jägern. Doch befahl ich Sebalden, die Pferde zu satteln; dem daß sich etwas Außerordentliches zugetragen haben müsse, und besonders der Prinz, vermuthlich aus Eifersucht, mir einen Handel angezettelt habe, bezweifelte ich jetzt selbst nicht mehr.

Es verhielt sich folgendermaßen. Carlo war, als ich den Grafen Hormegg kaum verlassen hatte, stürmisch zu diesem gekommen, und hatte ihm trocken hin erklärt: ich habe sein Haus entehrt und mit der Gräfin geheime Liebschaft. Hortensiens Gesellschafterin Beatrix nämlich, die vom Prinzen vielleicht durch seine Geschenke, vielleicht durch Zärtlichkeiten gewonen war, hat

te, als sie mit Cäcilien die Wohnung Petrarca's verlassen, ungeduldig über Hortensiens und mein Zurückbleiben, den Rückweg dahin genommen gehabt, und uns in jener Umarmung erblickt. Natürlich war die Zofe bescheiden genug, uns nicht zu stören, aber eilfertig genug, dem Prinzen die wichtige Begebenheit eben so bald zu verrathen, als man in's Schloß zurückgekommen war. Der Graf von Hormegg, welcher Alles, nur dies nicht glauben konnte, weil es ihm das unnatürlichste aller Verbrechen zu seint schien, daß ein gemeiner bürgerlicher Mensch, ein Maler, die Liebe einer Gräfin von Hormegg gewonnen hätte, behandelte anfangs die Sache als Gespensterseherei der Eifersucht. Der Prinz war aber zu seiner Rechtfertigung genöthigt, die Verrätherin zu verrathen, und Beatrix, so sehr sie sich auch sträubte, das Gesehene zu bekennen.

Der Zorn des alten Grafen kannte nun keine Grenzen, und doch war ihm dies Ereigniß so ungeheuer, daß er die Tochter selbst darüber vernehmen wollte Hortensie erschien. Der Anblick der bleichen, von Zorn und Schrecken entstellten Gesichter erregte ihr Entsetzen. — „Was ist hier geschehen?" rief sie, halb außer sich. Mit fürchterlichem Ernst sagte der Graf: „Das sollst du sagen." Dann nahm er mit erzwungener Ruhe und Güte ihre Hand in die seinige und sagte: „Hortensie, man beschuldigt dich, du befleckest die Ehre unsers Namens durch —nun, es muß ausgesprochen sein—durch eine Liebelei mit dem Maler, dem Faust. Hortensie, läugne es, sprich nein! Gib deinem Vater die Ehre und Ruhe wieder. Du kannst es. Widerlege alle boshaften Zungen; widerlege, was Blendwerk, Mißverständniß, Täuschung war, wenn man dich heute in Faust's Armen gesehen haben will. Hier steht der Prinz, dein künftiger Gemahl. Reiche ihm die Hand. Bezeuge ihm, Alles sei verruchte Lüge, was wider dich und Faust gesagt worden. Faust's Gegenwart soll unsern Frieden nicht länger stören. Diese Nacht verläßt er uns auf immer." Der Graf sprach noch länger. Es schien ihm darum zu thun, da ihn Hortensiens Erröthen und Erblassen nicht mehr an der Wahrheit des Vorgefallenen zweifeln ließ, der Sache eine vortheilhaftere Wendung zu geben, die zugleich den Prinzen versöhnen und Alles in das gute Glies bringen könne. Er war auf nichts weniger gefaßt, als was Hortensie, da er schwieg, nun wirklich erklärte.

Mit der ihr eigenthümlichen Würde und Entschlossenheit, und eben so sehr durch die Verrätherei Beatricens, die noch gegenwärtig war, als durch die Vorwürfe und durch die Nachricht von meiner plötzlichen Abreise in der bevorstehenden Nacht zu den heftigsten Empfindungen gereizt, wandte sie sich zuerst gegen Beatricen. „Unglückliche!" rief sie, dir stehe ich nicht gegenüber. Meine Dienerin darf nicht meine Anklägerin sein. Ich habe mich nicht vor dir zu rechtfertigen. Verlaß dies Zimmer und dies Schloß. Nie tritt wieder vor meine Augen." Beatrix wollte ihr weinend zu Füßen fallen. Es war vergebens. Sie mußte gehorchen und sich entfernen.

Darauf wandte sich die Gräfin an ihren Vater und verlangte, daß er mich rufen lasse. Der Graf eilte hinaus. Ich ward gerufen. Auch Hortensie entfernte sich einen Augenblick, und kam fast zu gleicher Zeit mit mir zurück.

„Lieber Faust," sagte sie zu mir, und ihre Wangen brannten, von einer unnatürlichen Röthe, „Sie und ich stehen hier als Verklagte, oder als Verurtheilte." Sie erzählte darauf, was geschehen war. Dann fuhr sie fort: „Man erwartet meine Rechtfertigung. Ich habe mich vor Niemanden als vor Gott zu rechtfertigen, dem Richter der Herzen. Ich habe hier nur die Wahrheit zu bekennen, weil mein Vater sie fordert, und meinen unabänderlichen Willen zu erklären, weil das Schicksal es begehrt und ich zum Unglück geboren bin. Faust, ich wäre Ihrer Achtung unwürdig, wenn ich nicht höher stehen könnte, als jedes Unglück."—Dann trat sie zum Prinzen und sagte: „Ich schätze Sie, aber ich liebe Sie nicht. Meine Hand wird nie die Ihrige; nähren Sie keine Hoffnung weiter. Nach dem, was jetzt geschehen ist, muß ich Sie bitten, uns auf immer zu meiden. Erwarten Sie nicht, daß mein Vater meinen Willen zwingen könnte. Das Leben ist mir gleichgültig. — Seine erste Gewaltthat würde keine andern Folgen haben, als daß er den Leichnam seiner Tochter zur Erde bestatten müßte. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen. — Ihnen aber, mein Vater, muß ich bekennen, daß ich liebe—diesen Faust liebe, aber

ich kann nicht dafür. Er ist ihnen verhaßt — er ist nicht unsers Standes. Er soll von uns scheiden. Meine irdischen Verbindungen mit ihm sind aufgehoben. Aber mein Herz bleibt ihm. Sie, mein Vater, werden daran nichts ändern, denn jeder Versuch dazu ist der Schluß meines Lebens. Ich sage es Ihnen vorher; ich bin auf meinen Tod gefaßt, denn er endet nur mein Unglück."

Sie schwieg. Der Graf wollte reden; eben so der Prinz. Sie winkte ihnen, zu schweigen, Sie trat zu mir, zog einen Ring von ihrer Hand gab ihn mir und sagte: „Mein Freund, ich scheide von Ihnen, vielleicht auf immer. Nehmen Sie diesen Ring zur Erinnerung an mich. Dieses Gold und diese Diamanten werden eher Staub werden, als meine Liebe und Treue aufhören. Vergiß mein nicht!" Indem sie dies sagte, legte sie ihre Arme auf meine Schultern, drückte einen Kuß auf meine Lippen, ward todtenbleich und kalt, und sank mit geschlossenen Augen zur Erde.

Der Graf von Hormegg stieß einen durchdringenden, fürchterlichen Schrei aus. Der Prinz rief Hilfe. Ich trug die schöne Leiche zu einem Ruhebett. Kammerfrauen eilten herbei; Aerzte wurden gerufen. Ich lag bewußtlos auf den Knieen vor dem Ruhebett, und hielt die kalte Hand der Entseelten an meine Wange. Der Graf riß mich auf. Er glich einem Rasenden. „Du hast sie gemordet!" donnerte er mich an: „Flieh, Elender, und laß dich nicht wieder erblicken!" Er stieß mich hinaus zur Thür. Auf seinen Wink faßten mich die Jäger und schleppten mich die Stiegen hinab vor das Schloß. — Sebald stand vor dem Stall. Sobald er meiner gewahr ward, eilte er auf mich zu und riß mich mit sich zu den gesattelten Rossen im Stalle. Da verließen mich Kraft und Besinnung. Ich lag, wie mir Sebald nachher sagte, wohl eine Viertelstunde leblos am Boden. Ich hatte mich kaum erholt, hob er mich auf eins der Pferde. Wir rabten davon. Ich ritt wie im Schlafe, und mehrmals war ich in Gefahr, hinabzustürzen. Erst allgemach gewann ich volles Bewußtsein und Kräfte.

Nun war das Vergangene klar vor mir. — Ich gerieth in Verzweiflung. Ich wollte umkehren zum Schlosse und Hortensiens Schicksal wissen. Wir hatten noch keine halbe Stunde gemacht. Sebald beschwor mich bei allen Heiligen, meinen wahnsinnigen Vorsatz aufzugeben. Es war vergebens. Ich hatte daß Roß kaum umgewendet, sah ich einige Reiter im vollen Galopp mir entgegensprengen. — „Verfluchter Mörder!" hörte ich eine Stimme rufen. Es war Carlo's Stimme. Es fielen sogleich einige Schüsse auf mich. Indem ich nach den Pistolen griff, stürzte das Pferd unter mir getödtet zur Erde. Ich sprang ab. Carlo mit gezogenem Degen ritt gegen mich an, und indem er mich niederstoßen wollte, jagte ich ihm einen Schuß durch den Leib. Wie er sank, ergriffen ihn seine Begleiter. Sebald verfolgte sie auf ihrer Flucht und schickte ihnen noch einige Kugeln nach. Dann kehrte er zurück, nahm den Mantelsack vom todten Pferde, ließ mich zu sich auf das seinige steigen, und so eilten wir in schnellem Trabe davon.

Diese Mörderei war in der Nähe eines Waldes vorgefallen, den wir bald erreichten; die Sonne war schon untergegangen. Wir ritten die ganze Nacht hindurch, ohne zu wissen, wohin. Als wir bei Tagesanbruch bei einem Dorfwirthshause hielten, unserm Pferde Ruhe zu gönnen, fanden wir es vom Sattel so wund geschunden, daß wir alle Hoffnung aufgaben, es ferner zu benutzen. Wir verkauften es um ein Spottgeld, und setzten unsere Flucht zu Fuß auf sichern Nebenwegen fort, indem wir unser Gepäck selbst trugen.

Neue Abentheuer.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen glänzend auf die Diamanten von Hortensiens Ring. Ich küßte ihn weinend. Sebald hatte mir schon in der Nacht gesagt, daß er von einem der Knechte, während ich im Stalle neben dem Pferde in Ohnmacht gelegen war, gehört habe, die Gräfen sei für todt gehalten worden, aber wieder zum Leben gekommen. — Diese Nachricht hatte mich gestärkt und wieder aufgerichtet. Mein Schicksal war mir vollkommen gleichgültig. — Hortensiens Seelenhoheit hatte mich begeistert. Ich war stolz auf mein Unglück. Mein vorwurfsloses Gewissen erhob

mich über alle Furcht. Ich hatte nur einen Schmerz: getrennt zu sein auf ewig von dem, was ewig lieben mußte.

Wir machten erst Ruhetag, als wir Ravenna erreicht hatten. Es war ein langer Ruhetag; denn ich, von den erschütternden Begebenheiten und den ungeheuern Anstrengungen erschöpft, war krank. Zwei Wochen lang lag ich im Fieber. Sebald stand Todesangst aus; denn er fürchtete mit Recht, daß die Ermordung des Prinzen uns nothwendig in die Hände der Gerichte bringen werde. Er hatte sich und mir andere Namen gegeben, andere Kleider geschafft. Meine gute Natur mehr als die Kunst des Arztes stellte mich bald genug wieder her; doch blieb eine große Schwäche in allen meinen Gliedern zurück. Da wir aber beschlossen hatten, von Rimini zu Schiffe nach Triest zu reisen, hoffte ich mich noch unterwegs zu erholen.

Mit großem Schrecken trat eines Abends Sebald zu mir, und sagte: "Herr, hier ist unsers Bleibens nicht länger. — Draußen steht ein Fremder, und will Sie sprechen. Wir sind verrathen. Er fragte erst nach meinem Namen, und da ich den nicht läugnen konnte, nach Ihnen."

„Laß ihn hereinkommen!" sagte ich.

Es kam ein wohlgekleideter Mann, der nach den ersten gewechselten Höflichkeiten sich nach meiner Gesundheit erkundigte. — Da ich ihn versicherte, daß mir wieder ganz wohl sei, sagte er: „Desto besser. Ich möchte Ihnen einen guten Rath geben. Sie wissen, welche Geschichte Sie mit dem Prinzen Carlo gehabt haben. Er ist außer Gefahr, hat Ihnen aber den Tod geschworen. Darum machen Sie sich sogleich aus dem Staube. Sie möchten über Triest nach Deutschland. Thun Sie das nicht. Es ist kein Schiff für Triest in Rimini, sondern nur ein neapolitanisches da, das nach Neapel zurückgeht. Sie sind gerettet, wenn Sie auf dem Meere sind, außerdem in wenigen Stunden des Todes oder gefangen. Hier haben Sie einen Brief an den neapolitanischen Kapitän. Er ist mein guter Freund. Er wird Sie mit Freuden aufnehmen. Nur machen Sie sich sogleich nach Rimini und von da nach Neapel."

Ich war nicht wenig betroffen diesen Fremdling so gut unterrichtet zu sehen. Auf meine Fragen an ihn und wie er zu der Kenntniß gekommen war, lächelte er, und erwiederte nur: „Mehr weiß ich nicht, mehr kann ich Ihnen also nicht sagen. Ich wohne hier in Ravenna, und bin Schreiber des Gerichts. Retten Sie sich!" Dann verließ er uns plötzlich.

Sebald behauptete steif und fest, der Mensch müsse den Teufel im Leib haben, sonst könnte er nicht um unsere Heimlichkeiten wissen. Da der Fremde draußen noch mit den Wirthsleuten sprach, erfuhren wir nachher auch von diesen, daß der Unbekannte hiesiger Gerichtsschreiber, ein braver ehrlicher Mann, wohlhabend und vermählt sei. Am unbegreiflichsten war mir, daß dieser Geheimnißvolle unsern Plan so genau kannte, über Triest nach Deutschland zu gehen, den doch außer uns Keiner wissen konnte. Das Räthsel aber löste sich bald, als mir Sebald gestand, er habe während meiner Krankheit einen Brief an seinen ehemaligen Kameraden Kaspar von Battaglia geschrieben und ihn um Nachricht gebeten, ob der Prinz wirklich getödtet worden sei? Auf Antwort wartete er vergebens. Der Brief war ohne Zweifel in Carlo's Hände oder in die seiner Leute gefallen, oder der Inhalt sonst verrathen worden.

Nun gerieth Sebald erst in Angst. Er bestellte ohne anders einen Lohnkutscher nach Rimini und noch in der Nacht reiseten wir dahin. Mir selbst war bei diesen Verumständungen nicht wohl zu Muth. Ich wußte nicht, ob wir der Gefahr entflöhen oder entgegen eilten. Der Gerichtsschreiber konnte eben so gut ein Mann des Prinzen sein. Inzwischen erreichten wir nicht nur Rimini, sondern fanden auch den neapolitanischen Kapitän. Ich übergab ihm dem Brief des Gerichtsschreibers — doch läugne ich nicht, daß ich denselben vorher geöffnet und gelesen hatte — und ward bald mit ihm wegen der Ueberfahrt nach Neapel einig. Der gute Wind kam. Die Anker wurden gelichtet.

Es waren außer uns noch einige Reisende auf dem Schiffe, unter andern ein junger Mann, dessen Anblick mir anfangs nicht gelegen war; denn ich erinnerte mich, ihn in den Bädern von Battaglia einmal, doch nur sehr vorübergehend gesehen zu haben. Es beruhigte

mich aber, da ich aus seinen Gesprächen schließen konnte, daß er mich nie beachtet hatte, und ich ihm vollkommen fremd sei. Er hatte Battaglia erst seit drei Tagen verlassen, und wollte nach Neapel zurück, wo er, wie er sagte, eine beträchtliche Handlung trieb. Er erzählte von den Bekanntschaften, die er in den Bädern von Battaglia gemacht, und kam nebenbei auch auf die deutsche Gräfin zu sprechen, die ein Wunder von Anmuth und Schönheit wäre. Wie schlug mein Herz! Von Verwundung oder Tod des Prinzen schien ergar nicht's zu wissen. Die Gräfin, deren Name ihm aber unbekannt war, sei schon vier Tage vor ihm abgereist, sagte er; wohin? darum hatte er sich nicht bekümmert.

So mangelhaft auch diese Nachrichten waren, dienten sie doch nicht wenig zu meiner Beruhigung. Hortensie lebt, Hortensie war gesund. „Möchte sie glücklich sein!" war mein Seufzer. Die Seefahrt war Allen langweilig; mir nicht. Ich suchte die Einsamkeit.— Ich durchwanderte manche Nacht auf dem Verdeck in Träumen von Hortensie. Der junge Kaufmann—er nannte sich Tufaldini—bemerkte meine Schwermuth und gab sich viele Mühe, mich zu erheitern. Er hörte, ich sei ein Maler; er liebte die Kunst mit Leidenschaft und lenkte beständig das Gespräch darauf, weil mich nichts, als dies, zerstreuen oder gesprächig machen zu können schien. Seine Theilnahme und Freundschaft ging endlich so weit, daß er mir Wohnung und Tisch in seinem Hause zu Neapel anbot, was ich um so weniger ablehnte, da ich in Neapel durchaus fremd, und mein und Sebalds gesammter Geldvorrath, besonders nach Abzug der Reisekosten, sehr zusammengeschmolzen war.

Neues Wunder.

Die Güte und Sorgfalt des edlen Tufaldini war in der That beschämend für mich. Aus einem Reisegesellschafter hatte er mich zu seinem Freunde gemacht, ungeachtet ich wenig oder nichts gethan hatte, seine Liebe zu gewinnen oder zu verdienen. Als Freund stellte er mich seiner betagten, ehrwürdigen Mutter und seiner jungen, reizenden Gattin vor. Man räumte mir und Sebalden von den besten Zimmern ein, u. behandelte mich gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft wie einen alten Hausgenossen. Dabei ließ es Tufaldini nicht beruhen. Er führte mich in alle seine Bekanntschaften ein, und von da kamen bald Bestellungen von Gemälden. Er selbst war so eifrig, mir Kunden zu werben, als wenn es sein eigner Vortheil wäre. Selbst darin gab er nach, daß er von mir Bezahlung für Wohnung und Kost annahm, so sehr ihn anfänglich auch dies mein Anerbieten kränkte. Da er aber meine Entschlossenheit sah, sein Haus zu verlassen, wenn ich nicht vergelten könnte, nahm er das Geld, mehr um mir einen Gefallen zu erweisen, als sich damit zu entschädigen.

Es ging mir mit meinen Arbeiten über alles Erwarten glücklich. Man liebte meine Bilder; man zahlte, was ich forderte, und eine vollendente Bestellung zog die andere nach sich. Sebald befand sich in Neapel so wohl, daß er sogar des Heimwehes nach Deutschland vergaß. Er dankte Gott, mit heiler Haut aus den Diensten des Grafen von Hormegg entkommen zu sein, und wollte, wie er sich ausdrückte, mir lieber um Wasser und Brod, als dem Grafen um ganze Schüsseln voll Gold dienen. Mein Plan war, durch Arbeit so viel zu gewinnen, daß ich die Reise nach Deutschland machen und mich dort irgendwo ansiedeln könnte. Ich war fleißig und sparsam. So verstrich ein Jahr. Die Liebe, die ich im Tufaldinischen Hause genoß, mein Stilleben in der großen, zerstreuungsvollen Hauptstadt, der Reiz des sanften Himmelsstriches, und dann, daß ich in Deutschland ohne Ruf, ohne Freunde war, ließen mich den ersten Entwurf wieder vergessen. Ich blieb, wo ich war. Freude blühte mir so wenig auf deutschem, als italienischem Boden. Nur der Gedanke, Hortensie könne vielleicht auf den Gütern ihres Vaters wohnen—ich könne noch den Trost haben, sie dort vielleicht, wenn auch nur aus der Ferne, einmal zu sehen, der Gedanke allein zog meine Sehnsucht zuweilen nach Norden. Aber wenn ich mich dann der Scheidestunde erinnerte und des Wortes, das sie sprach: meine irdischen Verbindungen sind mit ihm aufgehoben!—wie sie mir vor ihrem Vater so feierlich, mit so hel-

demüthiger Größe entsagte —— dann erhob auch ich mich wieder zum Muth, Alles und freudig zu dulden. Ich war eine Eiche, die der Sturm zerschmettert hatte, ohne Zweige, ohne Laub, einsam, ungeliebt, in sich selbst absterbend.

Man sagt, die Zeit heile mit wohlthätiger Hand auch die tiefste Wunde. Ich glaubte selbst an die Sage, aber ich fand sie unwahr. Meine Schwermuth blieb sich gleich. Ich mied die Fröhlichen. Oft gaben mir Thränen Erleichterung. Meine einzigen Freuden gewährte ein Traum von ihr, wenn ich sie in ihrer Hoheit und Liebenswürdigkeit sah. Ihr Ring war mein Heiligthum. Wäre er in die Tiefe des Meeres gefallen, nichts hätte mich hindern können, ihm nachzustürzen.

Das zweite Jahr verging; mein Kummer nicht. Wie es nun geht, immer labte mich noch, auch in den düstersten Stunden, ein matter Schein von Hoffnung, daß vielleicht ein Ungefähr mich wieder in die Nähe der verlornen Auserwählten bringen, oder mir wenigstens eine Nachricht von ihr zuspielen werde.— Die Möglichkeit davon sah ich zwar nicht wohl ein. Wie konnte die Entfernte wissen nach Jahren, wo ich Einsamer lebte? Gleichviel! Was fragt der Hoffende nach Möglichkeiten? Aber am Ende des zweiten Jahres gab ich auch diese Hoffnung auf. Hortensie war für mich verstorben. Ich sah sie auch in meinen Träumen nicht anders mehr, als eine Ueberirdische, im Strahlenglanz der Verklärten.

Tufaldini und seine Gattin hatten mich oft in traulichen Gesprächen um die Ursache meiner Schwermuth gefragt. Ich konnte mich nie überwinden, mein Geheimniß zu entweihen.— Sie forschten zuletzt nicht mehr; aber sie wurden um meine Gesundheit besorgter. Ich selbst empfand, daß die Kraft des Lebens von mir wich. Der Gedanke an das Grab aber war mir süß.

Doch Alles änderte plötzlich. Eines Morgens brachte mir Sebald die von der Post gekommenen Briefe; dabei waren einige neue Bestellungen von Gemälden und ein Kästchen. Ich öffnete dasselbe. Wer stellt sich mein freudiges Erschrecken vor? Ich sah Hortensiens Bild— lebendig, schön—aber in schwarzen Trauerkleidern—das Gesicht zarter, magerer, blässer, als ich es in der Wirklichkeit gesehen — von Hortensiens Hand auf einem Blättchen dabei drei Worte geschrieben: „Mein Emanuel, hoffe!“

Ich taumelte durch das Zimmer, wie ein Berauschter; ich sank sprachlos auf einen Sessel nieder, ich hob betend meine Hände zum Himmel; ich jauchzte und schluchzte; ich küßte das Bild und das Blättchen, welches ihre Hand berührt haben mußte; ich kniete, ich dankte weinend der Vorsehung, das Angesicht auf den Erdboden niedergesenkt.

So fand mich Sebald. Er hielt mich für wahnsinnig. Er irrte sich nicht. Der Mensch, das fühlte ich, ist immer stärker, ein Unglück als ein Glück zu tragen; denn gegen jenes tritt er immer mehr oder weniger gerüstet einher; gegen dieses allezeit ohne Furcht und Vorsicht.

Meine Hoffnungen blühten wieder fröhlich auf; in ihnen meine Gesundheit, mein Leben. Tufaldini und alle Bekannten freuten sich dessen. Ich selbst erwartete nun von Tag zu Tag neue Nachricht von der Hochgeliebten. Daß sie meinen Aufenthalt kannte, war nicht zu bezweifeln, ob ich gleich nicht begriff, wie sie zur Kenntniß desselben gelangt sein konnte.

Aber von welcher Weltgegend her mir ihr Bild gekommen? darüber war all mein Forschen und Grübeln eitel.

Auflösung.

Nach acht Monaten empfing ich wieder ein Schreiben von ihr. Es bestand aus folgenden wenigen Zeilen: „Ich möchte dich, Emanuel, nur einmal noch sehen. Finde dich am ersten Morgen des Maimonats in Livorno ein, wo du von dem schweizerischen Handelshause weitere Auskunft erhalten wirst, wenn du nach der Wittwe Mariana Schwarz fragst, die dir meine Wohnung zeigen wird. In Neapel sage Niemanden, wohin du gehest, am wenigsten von mir. Ich bin für Niemanden mehr auf der Welt, als vielleicht einige Augenblicke für dich.“

Der Brief erfüllte mich mit neuem Entzücken, aber wegen eines düster durchblickenden

Geheimnisses mit banger Ahnung. Doch die Herrliche wieder zu sehen, wenn auch nur für Augenblicke, war meiner Seele genug. Im April verließ ich Neapel, mit Wehmuth Tufaldini's Haus. Sebald und Jeder glaubte, ich reise nach Deutschland zurück.

Ich kam mit Sebald nach Gaeta. Hier hatten wir unvorhoffte Freude. Vor der Stadt erblickte ich im Vorbeifahren, an der Gartenthür einer Villa, unter mehreren Frauenzimmern Fräulein Cäcilie. Ich hielt an, sprang ab und gab mich ihr zu erkennen. Sie führte mich in den Kreis ihrer Verwandten ein; sie war seit drei Wochen vermählt, von ihr erfuhr ich, daß sie Hortensie schon seit einem Jahr verlassen hatte. Vom Aufenthalt der Gräfin wußte sie nichts, sondern nur, daß dieselbe in ein Kloster gegangen sei. „Schon vor einem Jahre," sagte Cäcilie, „ist der Graf von Hormegg gestorben. Aus den plötzlichen Einschränkungen alles bisher gewohnten Aufwandes bemerkten wir bald, daß er seine Vermögensumstände in trauriger Zerrüttung hinterlassen habe. Die Gräfin verminderte ihre Bedienung bis auf wenige Personen. Ich hatte die Gnade, von ihr beibehalten zu werden. Als sie bald aber in einem unglücklichen Prozesse alle Hoffnung verlor, von den verschuldeten väterlichen Gütern etwas zu erhalten, wurden wir sämmtlich entlassen. Sie behielt nur eine einzige alte Abwärterin bei sich, und erklärte, ihre Tage in einem Kloster enden zu wollen. O wie viele Thränen kostete uns diese Trennung! Hortensie war ein Engel, und nie schöner, nie bezaubernder, nie erhabener, als unter den schwersten Schlägen ihres Schicksals. Sie entsagte aller gewohnten Pracht; vertheilte den ganzen Reichthum ihrer Gewänder, wie eine Sterbende, unter die verabschiedete Dienerschaft; belohnte Alle mit fürstlicher Freigebigkeit, daß sie sich gewiß selbst damit in Gefahr setzte, zu darben, und bat uns nur, sie in unser frommes Gebet einzuschließen. Es war in Mailand, wo ich sie verließ und hieher zu meiner Familie heimkehrte. Sie äußerte, nach Deutschland reisen und sich dort die Einsamkeit eines Klosters suchen zu wollen."

Diese Erzählung Cäciliens löste mir plötzlich alle Räthsel in Hortensiens letztem Briefe. Auch vernahm ich von ihr, daß Carlo, der zwar schwer, doch nicht tödtlich verwundet gewesen, gleich nach seiner Herstellung in den Dienst des Malteserordens getreten, und bald darauf gestorben sei.

In traurig-froher Stimmung verließ ich ich Gaeta. Hortensiens Unfälle und der Verlust ihrer Glücksgüter erregten mein Mitleiden, aber zugleich auch eine verwegenere Hoffnung, als ich jemals zu fassen gewagt hatte. Ich schmeichelte mir, sie vielleicht von ihrem Entschlusse zum Klosterleben abwendig machen, vielleicht mit ihrem Herzen auch ihre Hand gewinnen zu können. Ich schwindelte bei dem Gedanken, mit Hortensien die Früchte meiner Arbeit theilen zu dürfen. Bald war dies mein einziges Träumen auf dem ganzen Wege bis Livorno, wo ich acht Tage vor der bestimmten Frist an einem schönen Morgen eintraf.

Ich säumte keinen Augenblick, das mir angewiesene schweizerische Handelshaus aufzusuchen. In Reisekleidern lief ich dahin und bat um die Adresse der Wittwe Schwarz, damit ich erführe, ob die Gräfin schon in Livorno angekommen sei. Ein Hausknecht führte mich zur Wittwe, die in einer abgelegenen Gasse und in einem sehr einfachen bürgerlichen Hause wohnte. Wie groß war mein Verdruß, als ich erfuhr, Frau Schwarz sei abwesend, ich müsse nach zwei Stunden anfragen. Jeder verlorne Augenblick war ein Raub an meinem Leben.

Zur festgesetzten Stunde stellte ich mich wieder ein. Eine alte Magd öffnete das Haus, führte mich die Treppe hinauf und meldete mich ihrer Frau an. Ich ward eingeladen, in ein sehr einfach geschmücktes, aber reinliches Zimmer zu treten. Der Stubenthür gegenüber saß auf einem Ruhebett ein Frauenzimmer, welches aber auf mein Eintreten nicht zu achten schien, meinen Gruß nicht erwiederte, sondern mit beiden Händen vor ihrem Gesicht ihr Schluchzen und Weinen zu bedecken suchte.

Ein fieberischer Schauer überflog bei diesem Anblick meinen Leib. In der Gestalt der Wittwe, in den Tönen ihres Schluchzens erkannte ich die Gestalt und Stimme Hortensiens. Ohne zu überlegen und mich zu vergewissern, ei-

nem Trunkenen gleich, ließ ich Stock und Hut fallen, und warf mich zu den Füßen der Weinenden. Ach Gott! wer kann sagen, wie mir ward? Die arme Hortensie hing an meinem Nacken, meine Lippen an den ihrigen. Die ganze Vergangenheit war vergessen, die ganze Zukunft rosenfarbene Ewigkeit. Nie war eine Liebe schöner vergolten, eine Treue seliger belohnt. Beide fürchteten wir gleichzeitig, daß der Augenblick, den wir genossen, bloß geträumtes Heil sei. Auch ward den ersten Tag unsers Beisammenseins so wenig und so zusammenhanglos gefragt und geantwortet, daß wir von einander schieden, ohne mehr von einander zu wissen, als daß wir uns gesehen hatten.

Folgendes Tages, man darf es wohl glauben, war ich zu guter Zeit bereit, die Einladung der reizenden Hortensie zu benutzen, und mit ihr das Frühstück zu theilen. Ihre Bedienung bestand aus einer Köchin, einem Stubenmädchen, einer Kammerfrau, einem Kutscher und einem Jäger. Alles Tafelgeschirr war vom feinsten Porzellan und Silber, obgleich nicht mehr mit den altgräflichen Wappen und Namenszügen. Dieser Anblick eines gewissen Wohlstandes, der ganz gegen meine ersten Vorstellungen und weit über die Kräfte meines eigenen Vermögens ging, war für meine von Gaeta bis Livorno hingeträumten Entwürfe sehr demüthigend. Ich erwartete, ja ich wünschte sogar, Hortensien in einer etwas beschränkten Lage zu finden, um ihr mit größerm Muthe mein Alles anbieten zu dürfen. Nun stand ich wieder als der arme Maler vor ihr.

Ich verhehlte ihr in unsern traulichen Gesprächen nicht, was ich zu Gaeta von Cäcilien gehört hatte, und welche Empfindungen, welche Entschlüsse, welche Hoffnungen dadurch geweckt worden wären. Ich schilderte ihr die ganze Reihe meiner vernichteten Träume, wie sie vielleicht den grausamen Vorsatz aufopfern würde, Jugend und Schönheit inner den Mauern eines Klosters zu vergraben, — wie sie sich vielleicht gefallen lasse, mich zu ihrem Diener und treuen Freund zu wählen, — wie ich meine Ersparnisse und allen Gewinn meines künftigen Fleißes zu ihren Füßen legen würde. Ich schilderte ihr mit den Farben liebender Hoffnung die Seligkeit des bürgerlichen Stillebens in irgend einer Einsamkeit — das einfache Haus, den kleinen Garten, daran die Werkstätte des Künstlers, den ihre Nähe begeisterte ... Ich zitterte. Es war unmöglich, fortzufahren. Sie schlug die Augen nieder; ein himmlisches Roth überfloß leuchtend ihr Antlitz. „So habe ich geschwärmt!“ setzte ich nach einer guten Weile hinzu, „und es sollte wohl nicht sein.“

Hortensie stand auf, ging zu einem Wandschrank, zog ein Kistchen von Ebenholz, reich mit Silber beschlagen, hervor, und überreichte es mir sammt dem Schlüssel. „Ihnen dies zu übergeben, habe ich Sie eigentlich nach Livorno beschieden. Es gehört zum Theil und zum Theil nicht zur Ergänzung Ihrer Träume. — Nach dem Tode meines Vaters war mein erster Gedanke, Ihnen die Pflichten meiner Erkenntlichkeit zu erfüllen. Ich hatte Sie, seit Ihrer Flucht von Battaglio, nie aus den Blicken verloren. Ein glücklicher Zufall brachte den Brief Ihres Bedienten, den er aus Ravenna über Ihren Reiseplan an einen seiner Freunde unter meiner Dienerschaft geschrieben, in meine Hände. Herr Tufaldini von Neapel ließ sich in einer heimlichen Unterredung von mir gewinnen, sich Ihrer auf immer anzunehmen. Er empfing zur Bestreitung aller Unkosten und selbst zu Ihrer Unterstützung, wenn es nöthig sein würde, ein kleines Kapital; auch seine Mühen habe ich gern gelohnt, wiewohl der brave Mann nur mit Widerwillen die kleinen Geschenke von mir annahm. Dafür hatte ich das Vergnügen, alle vier Wochen Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten. Tufaldini's Briefe wären seit unsrer Trennung meine einzige Erquickung. Nach dem Tode meines Vaters setzte ich mich in Rücksicht des Vermögens mit meiner Familie auseinander. Unsere Güter mußten männlichen Agnaten verbleiben. — Ich verwandelte alles Uebrige in Geld. An die Rückkehr in mein Geburtsland dachte ich nicht mehr — meine letzte Zuflucht sollte ein Kloster bleiben. — Unter dem Vorwande einer Verarmung trennte ich mich von aller ehemaligen Dienerschaft; nahm bürgerlichen Stand und Namen an, um desto verborge,

ner mir selber zu leben. — Erst als ich Alles vollbracht hatte, berief ich Sie, um mein Werk zu enden und mein Gelübde zu lösen, das ich dem Himmel gethan. Der Augenblick ist vorhanden. Sie haben mir Ihre schönen Träume erzählt. Kehren Sie auf ein Weilchen in die Wirklichkeit mit mir zurück."

Sie eröffnete das Kistchen und zog ein Packet sorgfältig verwahrter und an meinen Namen adressirter Papiere hervor; erbrach die Siegel; legte mir ein notarialisch ausgefertigtes Instrument vor, worin theils als mir zu bezahlende Schulden, theils als aufgelaufene Zinsen, die mir gehörten, theils als Erbschaftsantheil von der Hinterlassenschaft der Frau Wittwe Mariane Schwarz, in Banknoten von verschiedenen Ländern eine ungeheure Summe übermacht ward.

„Dies, Lieber Faust," fuhr die Gräfin fort, „ist Ihr Eigenthum, Ihr wohlerworbenes, wohlverdientes Eigenthum. Ich habe keinen Theil mehr daran: für mich ist genug zu einem bescheidenen Auskommen vorhanden. Wenn ich der Welt entsage und einem Kloster angehöre, erben Sie noch einen Theil dessen, was ich besitze. Bin ich Ihnen werth, so beweisen Sie es durch ein ewiges Schweigen über meine Person, meinen Stand, meinen wahren Namen; noch mehr, daß Sie keine Sylbe sprechen, die eine Weigerung oder einen Dank wegen dieses Ihres wahren Eigenthums andeuten könnte. — Geben Sie mir darauf die Hand?

Ich hörte ihre Rede mit Bewunderung und Schmerz, schob die Papiere gleichgültig auf die Seite und sagte: „Glauben Sie denn, daß diese Banknoten für mich einen Werth haben? — Ich mag sie weder ausschlagen, noch dafür danken. Besorgen Sie beides nicht. Wenn Sie in ein Kloster gehen, ist mir alles Uebrige und die Welt selbst entbehrlich. Ich bedarf nichts. Was Sie mir geben, ist Staub. Ach, Hortensie, Sie sagten einst, meine Seele sei es, die Sie beseele. — Wäre es noch, so würden Sie keinen Anstand nehmen, meinem Beispiel zu folgen. Ich verbrenne die Banknoten. Was soll ich damit? Vernichten Sie auch Ihr Vermögen. Werden Sie arm, und mein! — O Hortensie, mein!

Sie lehnte sich zitternd an mich, faßte mit beiden Händen meine Hand, und sagte mit Heftigkeit und Thränen im Auge: „Bin ich's denn noch nicht, Emanuel?"

„Aber das Kloster — —?"

„Meine letzte Zuflucht, wenn du mich verläßest."

Da schworen wir unsern Bund vor Gott. — Am Altar ward er von priesterlicher Hand geweiht. Wir verließen Livorno und suchten uns die reizende Einsamkeit, welche wir nun mit unsern Kindern bewohnen.

Die Kunst zu gefallen.

Von Eugene Sue.

Der Schneider.

Im Jahre 1769 konnte man in der Rue St. Honore, nicht weit vom Palais Royal, eine bescheidene Schneiderbude sehen, vor der als Schild über der Thür zwei ungeheure vergoldete Scheeren an einer eisernen Stange hingen.

Meister Landry, Eigener der Bude zu den goldenen Scheeren, ein kleines, mageres, bleiches, abgestumpftes Männchen bot einen auffallenden Gegensatz zu seiner Ehehälfte, der Frau Magdalena Landry.

Sie war fünfunddreißig bis vierzig Jahr alt, rüstig und stark; ihre harten Züge, ihr männlicher Schritt, ein barscher, befehlender Ton lehrten zur Genüge, daß sie eine unbeschränkte Herrschaft im Hauswesen übe.

An einem trüben, regnigten Dezembertage schlug es eben elf Uhr. Meister Landry auf seinem Werktische führte abwechelnd Scheere und Nadel zusammen mit seinem Lehrlinge, Martin Kraft, einem großen, starken, phlegmatischen Deutschen, einem ungefähr zwanzigjährigen, rothwangigen, pausbäckigen Burschen, mit langem, mehr gelblichem als blondem Haar und von starkem, trägem Wesen.

Die Frau des Schneiders schien von einer heftigen Anwandlung übler Laune befallen zu sein. Landry und sein Lehrling beobachteten ein ehrerbietiges Schweigen. Endlich wandte sich Magdalena an ihren Mann und sprach verächtlich zu ihm: „Geh! Du hast kein Blut in den Adern ... auch den letzten Kunden wirst Du Dir nehmen lassen, Einfaltspinsel, der Du bist!"

Landry stieß Martin Kraft mit dem Ellbogen an und ihm einen Blick zuwerfend, verhielt er sich ganz still und führte seine Nadel mit verdoppelter Schnelligkeit.

Ohne Zweifel verdroß die Herrin des Hauses die stille Ergebung ihres Gatten und sie fuhr im aufbrausenden Tone, zu ihm gewandt, fort:

—„Nun? mit wem redete ich?"

Der Schneider u. sein Lehrling blieben stumm.

Zornig gab Magdalena ihrem Manne eine derbe Ohrfeige mit den Worten:—„Ich sollte denken, daß, wenn ich von einem Einfaltspinsel spreche, die Rede von Dir ist und Du mir wohl antworten könntest... Mensch ohne Lebensart Du!"

—„Bei der heil gen Genovefa!" — rief der Schneider, indem er die Hand an die Backe hielt und sich zu seinem Lehrling wandte, „was sagst Du dazu, Kraft?"

Ein heftiger Strich mit dem Bügeleisen auf die Näthe eines Rockes war die einzige Antwort des Lehrlings; aber in diesem Striche lag so viel Entrüstung, daß Frau Landry mit flinker Hand dem phlegmatischen Deutschen eine gleiche Zurechtweisung wie Landry mit den Worten zukommen ließ: „Ich will Dich lehren, mein Verfahren tadeln zu wollen, Faullenzer, der Du bist!"

—„Was sagt Ihr dazu, Meister Landry?" fragte seinerseits der Lehrling zum Meister gewandt.

Mit d r größten Ruhe, um den Zorn seiner Frau zu besänftigen, sagte dieser nunmehr:— „Nun, Magdalena, erkläre Dich gelassen; uns Beiden, Kraft und mir, ist's schon gehörig eingeschärft, auf Deine Worte zu achten."

„Dein Glück!... Ich habe nicht viel zu sagen ... Faullenzer ... Träger Mensch, wieder geht einer Deiner besten Kunden, der Kammerdiener des Parlamantsrathes, zu unserem Nachbarn Mathurin!"

—„Wie, Dein Kunde geht von uns ab?" fragte der Schneider seinen Lehrling aufgebracht, ohne Zweifel um feigerweise den Zorn seiner Frau auf den unglücklichen Kraft zu lenken. „Wie Martin, solche Kunden bringst Du uns zu? Schämst Du dich nicht? Da machen meine es anders! Bei Gott! die sind mir treu, wie der Faden der Nadel ... der Fingerhut dem Finger ... wie ..."

—„Ta, ta, ta, ta,“—unterbrach Frau Landry den Schneider — „wie Du den Mund vollnimmst, Meister Landry! Warum iſt denn der Schreiber des Herrn Buſton, des Procurators am Chatelet, der Dein Kunde war, vor einem Monat von Dir abgegangen, um gleichfalls bei dem verwünſchten Mathurin arbeiten zu laſſen?“

— „Ach! Frau,“ ſprach traurig Landry, „dieſer Mathurin muß irgend ein Zaubermittel beſitzen, wodurch er alle Kunden an ſich zieht, denn ich fordere alle Arbeiter der ehrſamen Schneiderzunft heraus, wer unter ihnen beſſer und dauerhafter näht als ich. Die heilige Genovefa, die Schutzpatronin unſerer Stadt, weiß, daß ich auch nicht den kleinſten Theil einer viertel Elle von dem Zeuge, welches man mir einhändigt, entwende, und mit der Poſamentierarbeit iſt's ebenſo; und . . .“

— „Um Gotteswillen, Meiſter Landry, verſchone mich mit der Aufzählung Deiner vortrefflichen Eigenſchaften; Dein Nachbar Mathurin mag immerhin ein Schurke und Hallunke ſein; aber zum mindeſten giebt er ſich Mühe, rührt ſich, hat gute Bekanntſchaften an der Hand, ſitzt nicht den ganzen Tag, wie Du, mit übereinander geſchlagenen Armen da.“

— „Entſchuldigt, Ihr meint, Meiſterin, die Beine halte Meiſter Landry den ganzen Tag übereinander geſchlagen,“ ſagte Kraft im bündigen Tone.

— „Höre nur einer das Vieh!“ ſprach die Hausfrau, indem ſie dem Lehrling einen bedeutſamen Blick zuwarf, der den Kopf hängen ließ und wieder eifrigſt ſeine Nadel handhabte.

Frau Landry fuhr fort: „—nicht einen guten Kunden haſt Du! Immer Handwerker, Procuratorenſchreiber, bei der Salzſteuer Angeſtellte; niemals einen Adligen!“

— „Nun, einen Adligen habe ich unter meinen Kunden, Magdalena,“ erwiederte der Schneider, einen leiſen Vorwurf wagend, “aber Du hinderſt mich für ihn zu arbeiten . . .“

Magdalena wurde roth vor Zorn und ſchrie: „Du wagſt es noch von Deinem Marquis, Deinem allerliebſten Herrn, dieſem Schwindler zu reden, der uns ſeit einem Jahre dreihundert Livres ſchuldet und von dem wir nicht einen rothen Heller erhalten können!“

— „Du willſt aber doch adlige Kundſchaft!“

— „Ich will eine adlige Kundſchaft, welche bezahlt, keine Spitzbuben, die mit dem Degen an der Seite, den Hut auf einem Ohre in Paris umherlottern und Einfaltspinſel wie Dich — arme Handelsleute wie uns, betrügen!“

— „Man ſieht wohl, Magdalena, daß Du den Herrn Marquis nicht beſſer wie den Großtürken kennſt. — Er ein Spitzbube! er ein Schwindler! der Mann! der arme, ſo freundliche, ſo artige, ſo melancholiſche . . . und dann ſo hübſche, hübſche junge Mann, daß man ihn eine ganze Stunde lang anſehen möchte, wie ein wächſernes Chriſtusbild!“

—„So hübſch! ſo hübſch!“ — wiederholte die Hausfrau, indem ſie ihren Mann nachahmte; „und was beweiſt das? Hat man je eine ähnliche Dummheit geſehen? bezahlt er uns mehr, weil er hübſch iſt? Ich frage nochmals, was geht das Dich an?“

— „Das geht mich an—das geht mich ſo viel an, daß, wenn ich einen ſo artigen Herrn arm und unglücklich ſehe . . . mir das Herz ſpringen möchte und ich den Muth nicht habe, mein Geld von ihm zu verlangen . . . Das geht es mich an. Martin Kraft hat das nicht minder wie ich empfunden; Du haſt ihn zu dem Marquis geſchickt, um dieſen zu mahnen; nun, was hat Martin geſagt, als er nach Hauſe kam? Daß, ſtatt ihm Geld abzufordern, er ihn gefragt habe, ob er nicht einen neuen Anzug brauche.“

— „Das beweiſt nur, daß Martin Kraft ein Gänschen iſt wie du.“

—„Die Sache iſt die, daß dieſer Herr ſo hübſch war, wie eine Nürnberger Puppe,“ ſagte ernſt der Deutſche, der keinen anderen künſtleriſchen Vergleich für den Ausdruck ſeiner Bewunderung wußte.

—„Mache das einem Anderen weiß! . . .“ verſetzte Frau Landry, indem ſie mit Verachtung die Achſeln zuckte; dann fügte ſie noch hinzu: „Aber Geduld, nur Geduld . . . heute noch werde ich dieſem allerliebſten Herrn zeigen, daß Magdalena Landry ſich nicht mit dieſer Art beſchwatzender Münze abſpeiſen läßt . . .“

Jetzt hielt ein Fiaker vor dem Laden des Schneiders; es regnete in diesem Augenblick in Strömen.

Die Hausfrau machte ein freundlicheres Gesicht, indem sie einen Kunden aus dem Wagen steigen zu sehen glaubte; zu ihrem größten Erstaunen aber betrachtete der Kutscher, nachdem er langsam und unbeholfen vom Bock gestiegen war, das Ladenschild und trat dann ein.

„Meister Landry? fragte er mit lauter Stimme, indem er seinen Ueberrock, der vom Regen triefte, schüttelte.

„S.e haben übrigens nicht nöthig sich zu schütteln wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt, wenn sie nach Meister Landry fragen," —sagte ärgerlich Magdalena. „Was wollen Sie von ihm?"

„Gute Frau, wenn ich mich schüttelte, so geschah das, weil ich durch und durch naß—gebadet bin—wie Sie auch der Augenschein lehrt, und was ich hier abschüttelte, das geht von meiner Nässe ab."

Sehr verbunden für diese Artigkeit," erwiederte die Hausfrau.

„Ich möchte Meister Landry von Seiten eines jungen Herrn sprechen. Ei Wetter! und welches allerliebsten, jungen Edelmannes! — So wahr wie ich Hieronymus Sicard heiße, habe ich nie einen schöneren Mann gesehen! . . . Aber," sprach der Kutscher sich selbst unterbrechend, — „mein Hut ist gerade wie eine Dachrinne in meinem Nacken;" — und bei diesen Worten schüttelte er seine Kopfbedeckung.

Frau Magdalena wollte eben von Neuem herausplatzen, als das Wagenfenster des Fiaker heruntergelassen wurde. Ein starker, blühender, gepuderter, schwarzgekleideter Mann von ungefähr fünfzig Jahren, rief mit einer Stentorstimme den Kutscher. Da er merkte, daß sein Rufen unnütz sei, so öffnete er den Schlag, sprang aus dem Fiaker und trat in den Laden.

„Dürfte ich denn wohl wissen, Schelm, der Du bist, warum Du hier anhältst, statt mich nach dem Hotel de Soubise zu bringen?" fragte er.

— „Entschuldigen Sie, Bürger. Ich hatte hier einen Auftrag von einem hübschen Herrn auszurichten . . ."

— „Was geht mich Ein Herr an! Ich habe Eile. Fort! mach', daß Du auf den Bock kommst."

— „Nur einen Augenblick, Bürger . . . Ich habe diesem Edelmann versprochen, seinen Auftrag auszurichten, und muß mein Wort halten."

—„Wie? Du weigerst Dich zu fahren? Nimm Dich in Acht; wenn Du nicht in dem Augenblick fährst, so wirst Du es mit dem Herrn Polizeilieutenant zu thun haben . . . Ich warne Dich."

„Ganz wohl, wenn Sie es darauf anlegen, so muß ich eine Nacht im For-l' Eveque zubringen, Sie können es dahin bringen, ich werde aber dann doch das Versprechen gehalten haben, welches ich dem jungen Herrn gegeben."

Den wiederholten Bitten folgten wiederholte Drohungen, und als der starke, schwarzgekleidete Mann, Intendant der Prinzessin, Frau Marschallin von Rohan Soubise, sah, daß er nichts über den Starrsinn des Kutschers gewinnen werde, setzte er sich fluchend nieder.

„Aber," rief die zänkische Magdalena, indem sie Sicard am Kragen zog — „so sagt endlich, was Ihr von meinem Manne wollt?" — Und damit zeigte sie auf Landry, der dem Auftritt mit offenem Munde zusah.

„Die Sache ist folgende," sagte der Fiakerkutscher: „Vor einer Stunde fuhr ich durch die Straße der Vorstadt St. Honore, und es goß gerade vom Himmel. Unter der Thür des Hotels de Pompadour sehe ich einen jungen Mann, der sich dort in Schutz gestellt hatte; aber der junge Mann war so zierlich, daß man ihn für einen guten Engel hätte halten mögen. Obschon es Winter ist, trug er einen ärmlichen, braunen Tricot-Anzug mit schwarzen Schnüren! !!"

„Einen braunen Tricot-Anzug mit schwarzen Schnüren! das ist unser Anzug!" rief Frau Landry; — daß war Monsieur le Charmant, der verwünschte Marquis. Er hat nur den einen Anzug, welchen wir ihm borgten, es hält nicht schwer, ihn zu erkennen."

„Nun, wahrhaftig, wenn je Einer es verdient, gestickte Kleider zu tragen, dann war er es

ganz gewiß; denn so wahr ich Hieronymus Sicard heiße, so sah ich nie einen, welcher mehr einem guten Engel geglichen hätte."

„Nun? Von dem guten Engel wollen wir später reden . . . Hat er Euch etwa Geld für uns gegeben? . . . Wird er uns endlich die dreihundert Livres bezahlen, welche er uns schon über ein Jahr schuldet?"

„Geld . . . Ach! Jesus Christus! . . . Nein, das schickt er Ihnen nicht! Wer hätte wohl den Muth ihm Geld abzufordern? Habe ich ihn doch selbst umsonst nach dem Palais-Marchand gebracht."

„Nun Frau?" sprach der Schneider mit triumphirender Miene.

„Schweig, Einfaltspinsel . . . er hat den Kutscher angeführt wie er Dich anführte . . . Noch ein Beweis mehr, daß er ein Industrieritter ist.„

„Betrogen! . . ." rief der würdige Sicard, indem er zornig mit dem Fuße stampfte. Betrogen! wisset Gevatterin, daß dieser junge Mann Niemand betrügt . . . Wenn ich ihn umsonst fuhr, so geschah das, weil es mir Vergnügen machte. Als ich sah, wie ihn der Regen aufhalte, fuhr ich mit meinem Fiaker vor das Hotel und sagte: „Steigen Sie ein, mein Herr." „Danke, guter Mann, antworte er mit einer feinen, so lieblichen Stimme wie Musik. „Sie werden aber bis auf die Haut durchnäßt." „Möglich, sag mir nur mein Freund, was die Uhr ist? . . ." „Elf Uhr, mein Herr" „Elf Uhr, und um halb zwölf habe ich im Palais-Marchand zu thun!" rief er unwillkürlich und sah dabei traurig nach dem Regen und den Gossen, welche eben so viel Ströme bildeten. — „Aber so steigen Sie doch nur ein, mein Herr," fuhr ich fort, „in zwanzig Minuten fahre ich Sie nach dem Palais-Marchand, während Sie zu Fuß und bei diesem Wetter nicht vor zwölf hinkommen." „Danke guter Mann," sagte er halb seufzend, halb lächelnd, „ich habe kein Geld —demnach verliere Deine Zeit hier nicht länger." — „Kein Geld!" rief ich, öffnete den Schlag und schob den jungen, hübschen Herrn fast mit Gewalt in meinen Wagen, denn er war dünn wie ein Schilf. Alle Wetter! Hieronymus Sicard wird es sich nicht zu Schulden kommen lassen, daß ein junger Herr, wie Sie ein Rendezvous versäume, weil ihm vierundzwanzig Sous fehlen. Merken Sie sich meine Nummer, Sie werden mich wohl später wiederfinden, mein Herr." Und ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, springe ich auf den Bock, und in achtzehn Minuten setzte ich ihn im Palais-Marchand ab."

„Er scheint Jedermann zu bezaubern, sogar einen Fiakerkutscher . . ." hob Frau Landry an, „aber nur Geduld . . . Geduld . . ."

„Nun? bist Du bald fertig!"—rief der Intendant der Prinzessin Soubise.

„Im Augenblick, mein Guter. Als wir bei dem Palais-Marchand ankamen, sagte der Herr zu mir: Guter Mann, gieb mir deine No. mein einziger Wunsch ist, Dir deine gute That vergelten zu können, und dir Deine Fuhre, wie Du verdient hast, zu bezahlen; denn ohne Deine Hülfe wäre ich nicht zu einer für meinen Prozeß sehr wichtigen Audienz gekommen; da Du aber so gefällig bist, so erweise mir noch einen Dienst. Ich war ausgegangen, um auch bei meinem Schneider vorzusprechen und ihm zu sagen, daß er ja nicht versäumen möge, mir den zu heute Abend versprochenen Anzug zu bringen. Der Schneider wohnt Rue St. Honore zu den goldenen Scheeren. Wenn Dir es nicht zu sehr aus deinem Wege liegt, so fahre bei dem Laden vorbei und sage dem Schneider, daß der Marquis de Let . . . Lesf . . . Letoriere, ja so ists recht, heute Abend den Anzug erwartet, zu dem er ihm vor vierzehn Tagen das Maaß genommen hat. Es mag in meinem Wege liegen oder nicht, antwortete ich, ich werde auf alle Fälle hinfahren. In demselben Augenblick mietheten Sie mich, mein Bürger—hier wandte sich der Kutscher an den Intendanten.—Ich fuhr durch die Rue St. Honore, was Ihnen nicht sehr aus dem Wege lag, und richte meinen Auftrag bei diesem würdigen Ritter von Fingerhut und Nadel aus" fügte der Kutscher zu Landry gewandt hinzu. „Nun, Meister Schneider, vergeßt den Anzug des Herrn nicht; wenn Ihr mir sagen wollt, wann er fertig ist, so will ich Euch abholen und hinfahren, umsonst . . . wahrhaftig immer umsonst! denn ich habe die Ueberzeugung, es wird Euch Glück bringen;

wenn Ihr Jemand gefällig seid, der so sehr einem guten Engel gleicht. Jetzt mein Bürger, verzeiht, entschuldigt." Und wieder wandte er sich zum Intendanten der Frau Rohan Soubise: „Wenn's gefällig ist, so fahren wir nun weiter!"

Der Intendant hatte aufmerksam dem seltsamen Auftritt zugesehen und empfand, ohne es zu wollen, Antheil. Er eilte gar nicht in den Wagen zu steigen, namentlich, als er die Frau Landry also herausplatzen hörte, indem sie ihrem Manne Blicke des Zornes zuwarf:

„Du hast also doch, trotz meinem Verbote, gewagt, diesem schlechten Zahler noch einen Anzug zu versprechen? Du hast aber, will ich hoffen, ihn noch nicht angefangen?"

„Aber meine Gute . . ."

„Nichts von Aber, antworte!"

„Ich habe mehr gethan, als ihn anfangen, meine Gute, ich habe ihn schon fertig," sagte der Schneider, indem er traurig den Kopf senkte.

„Du hast den Anzug gefertigt? Wovon denn? Wann? Wirst Du mir Antwort geben? Seit acht Tagen habe ich Dich und Deinen würdigen Lehrling nur an diesem Ueberrock von Ratin und dem Anzuge von Plüschsammet arbeiten sehen."

Martin Kraft wollte seinem Meister beispringen und hatte nichts Eiligeres zu sagen, als: „Ich, Frau Landry, habe von meinen Ersparnissen fünf Ellen Segovier Amaranth-Tuch gekauft, um den Anzug daraus zu fertigen, und drei Ellen Schiller-Taffet zum Besatz um Rock und Weste. — Meister Landry und ich haben Nachts daran gearbeitet, damit unsere Arbeit bei Tage nicht darunter litte."

„Während ich also ruhig und gehörig schlief, bist Du wie ein schändlicher Verbrecher aufgestanden, um das schöne Meisterwerk anzufertigen!" rief die Hausfrau.

„Frau! . . . was willst Du? . . . Der arme Herr dauerte mich und Martin Kraft so sehr! Bei der heiligen Genovefa! Es war ein Jammer, ihn mitten im Winter in jenem unglücklichen Anzuge von schwarzem Tricot zu sehen; wir konnten dem Vergnügen nicht widerstehen, ihn zu kleiden, wie es für einen Edelmann sich gehört . . . Beruhige Dich, früher oder später wird er uns bezahlen. Ich will meine Hand darauf in Feuer halten, daß er eben so bieder wie allerliebst ist."

Hieronymus Sicard, ein großer, starker, ungefähr dreißigjähriger Mann hatte mit steigendem Wohlgefallen der Erzählung des Schneiders zugehört. Als Meister Landry mit seiner Erklärung am Ende war, reichte ihm der Kutscher die Hand und sprach:

„Da meine Hand . . . würdiger Meister Schneider; laßt sofort Eure Frau eine Flasche Eures besten Weines holen, die wir zusammen leeren wollen, bei Gott! Und Du auch, braver Junge, sollst Deinen Antheil an der Flasche trinken, denn Du machst Scheere und Werktisch mehr Ehre, wie einer Deiner ehrenwerthen Zunft."

„Wenn Ihr nur den Wein trinkt, den ich Euch vorsetzen will, so werdet Ihr das Bischen Verstand, welches Euch noch blieb, nicht verlieren,"—versetzte ärgerlich Frau Landry.—„Es kommt Euch wirklich zu, mit meinem Einfaltspinsel von Mann anzustoßen, weil Ihr Euch, ebenso wie er, von dem ersten besten Betrüger beschwatzen laßt! Da Ihr aber die Aufträge dieses Leute beschwatzenden Herrn Marquis so gut ausrichtet, so könnt Ihr ihm nur die Nachricht geben, daß der Anzug nicht eher aus dem Hause kommt, bis er uns die dreihundert Livres, welche er noch schuldig ist, bezahlt. Ihr könnt ihn auch benachrichtigen, um die Sache abzumachen, daß ich selbst ihm die Rechnung überbringen werde. Wenn dieser liebenswürdige Marquis nicht zu Hause ist, so werde ich auf ihn warten . . . und wenn er mir nicht mindestens eine Abschlagszahlung giebt, so gehe ich noch heute zum Commissär und will Euch lehren, feige Memmen, die Ihr seid, daß eine Frau mehr Muth hat wie Ihr . . ."

„Nun, naß, ja naß bin ich, das räume ich ein," — sagte Hieronymus Sicard . . . „aber was das Huhn anlangt . . . Frau Gevatterin so wollte ich, wenn ich meine Peitsche zur Hand hätte, oder auch nur die Elle, welche mein würdiger Freund dort auf dem Werktische liegen hat, und Ihr meine Frau wäret, Euch schon nachdrücklich lehren, daß ich kein Huhn, sondern

ein ganz tüchtiger Hahn bin, der Euch schon immerhin zurechtweisen könnte, um Euch zu lehren, was es heißt, Freunden ein Glas Wein abzuschlagen. Das mögt Ihr Euch im Guten gesagt sein lassen. Möge aber Gott geben, daß Ihr dadurch auf den glücklichen Gedanken kommt, braver Schneider, Euch bei Eurem Weibe der Elle zu bedienen!" sagte Sicard, — und fügte dann, zum Intendanten gewandt, hinzu: — „Bürger, ich stehe zu Ihren Diensten."

„Nun das ist gut!" — antwortete dieser, ohne jedoch den geringsten Verdruß wegen des Verzuges blicken zu lassen, weil ihm der Auftritt viel Vergnügen gemacht hatte.

Der Kutscher fuhr weg, Frau Landry nahm ihre Haube, ihren Mantel, einen großen Regenschirm, befahl ihrem Manne, ihr den für Herrn de Letoriere bestimmten Anzug von Segoviatuch zu bringen, verschloß ihn und ging noch ganz von Zorn erhitzt aus, um den Herrn charmant, wie sie den Marquis spottweise nannte, in seiner Wohnung aufzusuchen.

Der Erlehrer am Plessis.

Die Wohnung des Marquis lag nicht weit von dem Laden seines Gläubigers. Herr de Letoriere bewohnte ein Stübchen nebst Kammer im fünften Stock eines Hauses der Rue St. Florentin.

Er theilte diese ärmliche Stätte mit dem Doktor Johann Franz Dominik, gewesenem Lehrer am College du Plessis.

In Folge eines sonderbaren mit seinem Geschick verknüpften Umstandes hatte der Marquis, dem es beschieden war, so viele Leute aus den verschiedensten Ständen zu gewinnen, zuerst seine unbegreifliche Anziehungskraft auf diesen alten Lehrer der classischen Studien geübt, so daß derselbe ihm aufs zärtlichste zugethan war.

Trotz unendlich vieler muthwilligen Streiche des kleinen Schelms, hatte der gelehrte Dominik so viel Geist, Gemüth, Seelenadel in seinem Zöglinge entdeckt, daß er sich ihm aufs engste anschloß. Vielleicht hatte auch das seltene Geschick, welches der Marquis, einer der ausgezeichnetsten Schüler des College du Plessis in den Alterthumswissenschaften, für die Erlernung der alten Sprachen zeigte, mit dazu beigetragen, in dem alten Professor jene außerordentliche Liebe zu seinem Zöglinge zu erwecken.

Der Oheim des Herrn Letortiere, Abbe du Vighan, hatte sechs Jahr lang des Kostgeld für seinen Neffen, eine arme Waise, im College du Plessis bezahlt. Während einer Reise des Abbe war der Betrag für ein Viertel Jahr rückständig geworden. Als der Marquis einigen Worten des Vorstehers, betreffs dieser verzögerten Zahlung, eine für sein Zartgefühl kränkende Auslegung gab, entschloß er sich fest, das College zu verlassen.

Als Dominik den Vorsatz seines Zöglings erfuhr, that er Alles, was in seinen Kräften stand, um ihm denselben auszureden; aber der Marquis war neunzehn Jahr alt, und hatte einen festen Willen. Der arme Lehrer konnte ihn nicht von dem dummen Streiche abbringen, und wollte ihn nun mindestens auf seiner Flucht begleiten, so sehr fürchtete er den jungen Marquis allein den Gefahren einer großen Stadt auszusetzen.

Dominik traf selbst alle Anstalten zur Flucht; in einer dunkeln Nacht überstiegen Lehrer und Schüler die Mauern des College, nicht ohne Gefahr für den alten Lehrer, der gar nicht zu einer derartigen Uebung geschaffen war.

Der Vorsteher freute sich vielleicht, einen halsstarrigen und unruhigen Schüler loszuwerden, und traf keine Vorkehrungen den Flüchtling aufzusuchen.

Letoriere hatte ungefähr fünfzehn Louisd'or im Vermögen, Dominik besaß auf die Salzregie eine kleine Pension von fünfzig Pistolen und damit begannen sie ihre erste Einrichtung.

Der Vater des Marquis hatte als einziges Vermögen seinem Sohne zwei oder drei Processe ohne Ende hinterlassen. Der bedeutendste, welcher schon fünfzig Jahr dauerte, war gegen die Herzöge von Braunschweig-Oels und die Fürsten von Brandenburg-Baireuth eingeleitet, über Schadensansprüche der Großtante des Herrn Letoriere, des Fräuleins d'Olbreuse, die bei der Widerrufung des Edicts von Nantes ausgewandert war und einen Agnaten der Herzogin von Braunschweig geheirathet hatte.

Als armer Adliger von Xaintonge, ohne Unterstützung und Credit, verzweifelte Letoriere daran, je die Processe zu Ende zu bringen, welche ihn zu unverhofftem Reichthum bringen konnten: zwanzig Mal schon auf dem Punkt sich im Heere anwerben zu lassen, hatten Dominiks Bitten ihn bis dahin noch von diesem Entschluß zurückgehalten.

Der gewesene Lehrer von du Plessis hatte aufmerksam alle Proceßacten durchlesen. Aus Liebe zu seinem Schüler wurde er fast Rechtsanwalt. Das gute Recht des Marquis wollte ihm ganz klar scheinen; man mußte, wie er meinte, nur Geduld haben, und später oder früher würden diese Processe unzweifelhaft gewonnen werden.

Mit jedem Tage mehr und mehr für den Marquis eingenommen, verglich er ihn kühn mit Alcibiades, so reizend und verführerisch kam er ihm vor. Johann Franz Dominik nahm bescheiden nur die ernste Rolle des Socrates für sich in Anspruch und prophezeite unablässig seinem Zöglinge das glänzendste Glück.

„Aber, armer Dominik," sagte dann der junge Mann, „ich habe weiter nichts als meinen Degen, keine Gönner, ohne Euch stände ich allein in der Welt."

„Aber Du bist liebenswürdig, mein Kind, man gewinnt Dich lieb, so wie man Dich nur sieht, Du wirst einem Jeden theuer, der Dich kennen lernt, weil Du gut und edelsinnig bist; Du hast Geist, verstehst Griechisch und Latein so gut wie ich selbst, sprichst Deutsch, so fertig wie Französisch, Dank Deinem verstorbenen Herrn Vater, der Dich von einem deutschen Kammerdiener erziehen ließ; Du stammst auch von sehr gutem Adel; wodurch Dein Stammbuch nicht bis zu Euryales, dem Sohne des Ajax, wie der des Alcibiades, hinauf geht, der mein Held ist, weil Du ihm außerordentlich gleichst. Habe also nur Geduld, Deine Laufbahn fällt vielleicht noch glänzender aus, wie die meines Helden... Ja es wird so kommen; so gewieß wie Socrates das Leben seines Zöglings bei Potidäa rettete. Ich kenne Dein Herz und bin überzeugt, daß Du im Glück den alten Johann Franz Dominik nicht vergessen wirst, wie Alcibiades den alten Philosophen auch nicht vergaß!"

So thöricht, so lächerlich diese Prophezeiungen in den Augen des jungen Marquis schienen, so hielten sie doch lange genug seinen Muth aufrecht, sie flößten ihm Hoffnung ein, daß er einen seiner Processe gewinnen werde, hinderten ihn aber namentlich an dem Entschlusse sich als gemeiner Soldat anwerben zu lassen, wie er oft zur größten Verzweiflung Dominik's thun zu wollen erklärt hatte.

Magdalena Landry kam bald nach der Rue St. Florentin. Nachdem die Schneiderfrau die fünf Treppen, welche in die Wohnung ihres Schuldners führten, hinangestiegen war, stand sie einen Augenblick auf dem Ruheplatz still, um Athem zu schöpfen und ihrem Zorne freien Lauf lassen zu können.

Als sie sich von ihrem schnellen Gange erholt hatte, klopfte sie an. Ein schwerer, schleppender Schritt ließ sich hören und die Thür ging auf.

Zu ihrem größten Erstaunen erblickte Magdalena einen entsetzlich häßlichen Mann.

Dieser Mann war der gewesene Lehrer am College du Plessis. Johann Franz Dominik war damals ungefähr ein Fünfziger. Er war groß und knöchern. Sein bleiches, mageres unregelmäßig langes Gesicht trug die Spuren der Verwüstung der Blattern, seine spärlichen, greisen Haaren waren nach hinten zu mit einem Zwirnsfaden zusammengebunden. Eine alte, wollene Decke, in die er sich majestätisch gehüllt hatte, diente ihm als Hausrock. In seinem Gesichte lag ein Ausdruck pedantischen Hochmuths und auffallender Selbstgefälligkeit.

Der Anblick des von ihm bewohnten Zimmers war ärmlich, aber eine ängstliche Sauberkeit herrschte darin. Hinten im Alcoven erblickte man ein kleines Bett mit einer Matratze; eine Commode, ein Tisch und vier sorgfältig gebohnte Stühle von Nußbaumholz bildeten das Mobiliar. Durch die halb geöffnete Thür einer Kammer erblickte man ein sauber eingefaßtes Gurtenbett. Obschon der Winter sehr kalt war, so konnte man doch keine Spur von Feuer im Kamin dieses eiskalten Zimmers entdecken. Zu den Füßen der farbigangestrichenen

Bettstelle sah man endlich zwei kleine Portraits in Pastellmalerei in ziemlich reichen, vergoldeten Rahmen. Das eine stellte einen Mann im reifen Alter vor, der eine Perrücke a la Louis XIV. auf dem Kopfe hatte, und an einer Agraffe seines Harnisches das Kreuz des heiligen Ludwig trug. Das andere war das Bild einer Frau von seltener Schönheit, die wie Diana als Jägerin gekleidet war.

Das Zimmer bot das Aussehn stolzer Armuth, die jede andere Frau als Magdalena Landry gerührt hätte.

„Wohnt nicht hier ein Herr Letoriere?" — fragte sie barsch den großen alten Mann, der seine wollene Decke wie eine Römische Toga trug.

Die Worte: ein Herr Letoriere, schienen den Erzlehrer am College du Plessis unangenehm zu berühren, und er antwortete mit einer Art spöttischer Würde: Alles, was ich weiß, gute Frau, ist, daß der hochgeborne und mächtige Herr Lancelot Maria Joseph du Vighan, Herr von Marsailles und Marquis von Letoriere hier in diesem Zimmer wohnt."

„Gute Frau . . . Was da gute Frau!" — rief Magdalena zornig. „Ich will Euch lehren, ob ich eine gute Frau bin. Wo ist Euer Herr, Euer schöner Marquis von Schwindelei, Euer hochgeborner und mächtiger Herr von Betrug?"

Johann Franz Dominik richtete sich in seiner Toga auf, streckte seinen nackten, dürren Arm in der Richtung der Thür aus und sprach im befehlenden Tone: —„Packt Euch im Augenblick fort! Der Herr Marquis, mein edler Zögling, ist nicht zu Hause, ich weiß auch nicht wenn er zurückkommen wird; aber aus Allem schließe ich, daß es ihm kein Vergnügen machen werde Euch zu sehen, meine Liebe; denn wenn der Zorn die lieblichsten Züge entstellt, sagt der Weise, so macht er ganz scheußlich diejenigen, welche von der Natur stiefmütterlich behandelt wurden. Da das ganz besonders auf Euch paßt, so thut mir den Gefallen und . . ." Und nochmals zeigte Dominik mit einer sehr bedeutsamen Gebehrde nach der Thür.

Bei dieser Beleidigung gerieth die Frau des Schneiders in Wuth; sie warf ihren Regenschirm auf die Erde, setzte sich trotzig auf einen Stuhl und rief: „Dir kommt es wirklich zu, von anderer Leute Häßlichkeit zu reden, garstige Nachteule . . . also dieser hübsche Junge ist Dein Zögling . . . So? Guter Gott! ich glaube es gern, denn Du hast ganz das Ansehen eines gewesenen Lehrers der Schamlosigkeit, Du alter erbärmlicher Wicht! . . . Ich gehe aber nicht anders fort, als bis ich bezahlt bin, verstehst Du mich . . . bezahlt, bin, oder bei der heiligen Magdalena meiner Patronin, wenn ich fortgehe, so geschieht es nur, um den Herrn Commissär zu holen.

„Ach! bezahlt werden, wovon denn, wenn ich bitten darf?" fragte Dominik.

„Ich will die Kleider bezahlt haben, welche Euer Pflastertreter auf dem Leibe hat . . . Ich bin die Frau des Meisters Landry, des Schneiders zu den goldenen Scheeren; und wenn mein Mann dumm genug war, Euch bis jetzt zu borgen, so werde ich doch nicht so dumm sein, es eben so zu machen. Ich muß mein Geld haben, ich gehe ohne mein Geld nicht aus dem Hause."

„Wie?" rief Dominik, indem er die Arme mit der verächtlichsten Miene über einander schlug — „einer so erbärmlichen Sache wegen kommst Du hierher und zerreißest mir die Ohren mit Deinem entsetzlichen Geschrei, willst Du denn den Herrn Marquis quälen? Du vergißt also, daß ehemals sich die Griechischen Städte die Ehre streitig machten, dem Alcibiades ihre Dienste anzubieten? daß die Epheser seine Zelte aufschlugen? die Chier seine Rosse fütterten? die Lesbier seine Tafel unterhielten? Und das Alles umsonst . . . verstehst Du wohl, umsonst, nur um die Ehre zu haben, dem Alcibiades Etwas anzubieten! Und Du elende Handwerksfrau, Du kommst um dreihundert jämmerlicher Livres willen, die nicht den zehnten Theil eines Talents machen, um einer erbärmlichen Summe willen, welche Dir der Herr Marquis, mein Zögling, schuldet, der ganz etwas Anderes als Alciades schon ist, oder sein wird, hieher, um wie ein Meeradler zu kreischen! Aber, Thörin, segne lieber den Tag, an welchem mein Zögling Dich würdigte, seine Augen auf Deine gemeine Werkstätte zu werfen. Bedenk'

daß der Athenienſiſche Schuſter, welcher das Glück hatte, das erſte Fußzeug für Alcibiades zu machen, in einem Jahre mehr verdiente, wie Du in Deinem ganzen jämmerlichen Leben verdienen wirſt."

Als Magdalena Landry den Zorn dieſes großen, in eine Decke gehüllten Mannes ſah, der von Alcibiades redete, glaubte ſie es mit einem Verrückten zu thun zu haben.

„Oder bringſt Du vielleicht mindeſtens den Anzug, den der Herr Marquis gütigſt bei Deinem Manne beſtellte ?" — fuhr Dominik fort. „Bedenke es wohl ; er befleißige ſich einer zwiefachen Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit bei der Verfertigung dieſer Kleider, denn es handelt ſich um ſeine Zukunft als Schneider ! ſtellt er meinen Zögling zufrieden, ſo iſt ſein Glück gemacht. Gebt her, wo iſt der Anzug ?"—und Dominik trat feierlich auf Magdalena zu.

Dieſe richtete ſich trotzig auf ihrem Sitze empor, feſt entſchloſſen dem in die Augen zu fahren, den ſie für verrückt hielt.

„Tritt mir nicht zu nah ! oder ich ſpalte Dir den Kopf mit einem Schlage mit dem Regenſchirm !"—ſchrie ſie.

„Ihr ſeid verrückt, beſte Frau, wer denkt daran, Euch Leides zu thun ? Ihr habt alſo den Anzug nicht bei Euch ?" fuhr Dominik mit minder drohender Miene fort.

„Wie ? Ob ich den Anzug nicht habe ? Unverſchämter Menſch !" fuhr Magdalena etwas beruhigter fort. „Nein, ich bringe ihn ganz gewiß nicht, und meine Schuld iſt's wahrhaftig nicht, wenn Euer Zögling einen über den Leib hat, welchen mein Einfaltspinſel von Mann ihm verkauft hat, und welchen ich bezahlt haben will ; denn nochmals ſei's Euch geſagt, ohne mein Geld gehe ich nicht fort. Wenn ich meine Bezahlung nicht erhalte,, ſo giebt es, Gott ſei gedankt, noch Platz genug im For-l'Eveque, um Schwindler daſelbſt unterzubringen. Wenn man kein Geld hat, ſchöne Kleider zu bezahlen, ſo trage man, wenn man zehn Mal ein Marquis iſt, ein Wamms von Bührenzeug und ſtehle nicht dem armen Handwerker Zeit und Waare."

In dieſem Augenblick vernahm man leichte Schritte auf der Treppe.

„Es iſt der Herr Marquis," rief Dominik.

„Ach, da werden wir was erleben !" — rief Frau Magdalena.

„Meine theure Frau,"—ſprach Dominik dies Mal im bittenden Tone, — „ſchonet ihn ; auf Dominik's Ehre, Ihr ſollt Euer Geld haben.

„Tarare ! . . . alſo werden wir dieſen verdächtigen Marquis ſehen."

In dem Augenblick ging die Thür langſam auf und der Marquis trat ein.

„Ich werde nicht den Muth haben bei dem Auftritt zugegen zu ſein," ſagte Dominik zitternd und ſchloß ſich in ſeine dunkle Kammer ein.

Der Schuldner.

Beim Anblick des Marquis, richtete ſich Magdalena wie ein Kampfhahn auf, und richtete ihr vor Zorn funkelndes Auge auf den jungen Mann.

Der Marquis von Letoriere zählte damals ungefähr zwanzig Jahre. Portraits von ihm und das einſtimmige Zeugniß ſeiner Zeitgenoſſen ſtellen ihn übereinſtimmend als den Typus der verführeriſchſten Idealität dar.

Sein ausnehmend zarter Gliederbau glich in dieſem Alter mehr noch dem des Griechiſchen Amor als des Antinous. Alle Schätze der antiken Bildhauerkunſt, boten, wie es heißt, nichts, was mit der harmoniereichen Schönheit ſeiner Formen ſich hätte vergleichen laſſen können. — Unter dieſer reizenden Hülle verbarg die Natur Muskeln von Stahl, einen Löwenmuth, einen hervorragenden Geiſt, erhabenen Sinn, einen edlen Charakter.

Sein bezauberndes Geſicht zeigte zwar keine ernſte und männliche Schönheit, aber etwas hübſcheres konnte man ſich nicht denken . . . und das Hübſche kam damals außerordentlich zu Statten. Herculiſche Kraft und herculiſcher Wuchs waren in jener Zeit faſt ein Unſinn geweſen, weil man ſich nicht mehr in Eiſen zu panzern brauchte. Eine würdige und ernſte Miene war unpaſſend, weil die mächtigen Leoniniſchen Perrücken aus der Zeit Ludwigs XIV. nicht mehr Mode waren.

Letoriere ſtanden Puder, Spitzen, Bänder, Seide und Schmuck ſo reizend, weil in allen ſeinen Zügen, in ſeinem ganzen Benehmen eine

fast weibliche Anmuth lag, die wunderbar zu der fast weibischen Eleganz in Tracht und Putz in jenen Tagen paßte. Er besaß im höchsten Grade die Kunst zu gefallen und zu verführen, weil sein einnehmendes Gesicht abwechselnd den Ausdruck von Feinheit, Spott, Stolz, Kühnheit, Zärtlichkeit und Melancholie bot.

Nach dem Urtheile der Zeitgenossen des Marquis de Letoriere übten namentlich sein Blick und Stimmlaut unwiderstehlichen Reiz und Kraft, welche die Anhänger einer neueren Wissenschaft unstreitig der magnetischen Anziehungskraft zuschreiben würden.

Zur Zeit aber, von der wir reden, war der Marquis nur ein armer Jüngling, und, ob magnetisch oder nicht, so sollte seine Anziehungskraft von der Schneidersfrau auf eine harte Probe gestellt werden.

Frau Magdalena fühlte, wie beim Anblick ihres Schuldners ihr Zorn sich steigerte.

Letoriere war von Regen durchweicht, seine Hände waren blau von Frost und seine Stirn verbargen fast ganz die nassen Locken seines schönen, kastanienbraunen Haares, welches er damals ungepudert trug.

Als er Magdalena erblickte, konnte er eine Bewegung bekümmerten Erstaunens nicht unterdrücken; doch grüßte er sie höflich, heftete seine großen, schwarzen, zugleich so melancholischen und sanften Augen auf sie, und fragte mit einer harmonischen, einnehmenden Stimme:

„Was wünschen Sie, Madame?"

„Ich will den Anzug bezahlt haben, welchen Sie auf dem Leibe haben, weil er mir gehört, mir und meinem Manne Landry, dem Schneider des Herrn Marquis," entgegnete Magdalena mit ärgerlicher Stimme, indem sie ihren Schuldner unverschämt mit Blicken maß.

Schamröthe überflog das Antlitz des jungen Mannes, eine Bewegung peinigender Ungeduld zog seine Brauen kraus; aber er unterdrückte seine Bewegung und antwortete:

„Unglücklicherweise kann ich Sie noch nicht bezahlen."

„Sie können mich nicht bezahlen!... das ist leicht gesagt, ich bin aber nicht mit diesem Gelde zufrieden. Wenn man kein Geld hat seine Kleider zu bezahlen, so soll man sich auch keine machen lassen. Ohne mein Geld gehe ich nicht fort," und trotzig setzte sich Magdalena Landry nieder, während Letoriere stehen blieb.

„Hören Sie mich an, Madame... Binnen hier und einem Monat kann ich Sie ganz bestimmt befriedigen, ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann... Haben Sie nur die Güte mir einen Aufschub zu geben... ich bitte Sie..."

Die Worte: „ich bitte Sie" wurden mit einer so edlen und rührenden Betonung der Stimme gesprochen, daß Magdalena, welche ein so schweres Leid schon rührte, welches mit Muth ertragen zu werden schien, fürchtete sie möchte sich erweichen lassen. Sie wollte sich dagegen sichern und beantwortete die Bitte ihres Schuldners mit einer groben Schmähung.

„Eine schöne Bürgschaft, Ihr Wort als Edelmann!... Was denken Sie, was ich damit machen soll"?

„Madame!" rief der Marquis, mäßigte sich aber dann und sprach mit Schmerz und Stolz zugleich:—„Madame, es ist grausam von Ihnen so zu reden.... Sie sind eine Frau, ich bin Ihnen Geld schuldig.... Ich bin in meiner Wohnung... Was kann ich Ihnen antworten? Suchen Sie also nicht eine Lage, die Sie nie kennen lernen mögen, noch peinlicher zu machen."

„Sie werden aber ebensowenig in einem Monat wie jetzt Geld haben," — sagte Magdalena unerbittlich. — „Das sind leere Ausreden."

„Wenn in einem Monat mein Oheim, der Abbé du Vighan, an den ich mich zu wenden gedenke, nicht von Hannover zurück ist, so werde ich Soldat, und mein Handgeld sollen Sie ehrlich erhalten... Sie sehen, Madame, ich kann mein adeliges Wort darauf geben, daß Sie Ihr Geld erhalten sollen."

Der Marquis sprach von diesem verzweifelten Entschlusse mit so viel Würde, in einem so aufrichtigen Tone, daß Magdalena gerührt wurde, bereute, so weit gegangen zu sein und also fortfuhr:

„Ich will Sie nicht zwingen sich anwerben zu lassen, nein, aber endlich will ich auch mein

Geld haben — die Sache ist schon von so langer Zeit her ... Verkaufen Sie Etwas ... dann ..."

„Etwas verkaufen, Madame?" und mit traurigem Blick zeigte er ihr das nackte, kalte, ärmliche Zimmer.

Bei dieser ausdrucksvollen, schmerzlichen Geberde schlug Magdalena die Augen nieder, und ihr Herz wurde beklemmt; aber dessen ungeachtet fuhr sie stotternd und auf die beiden vergoldeten Rahmen deutend fort:

„Aber diese beiden Gemälde?"

„Diese Gemälde?"—und mit adeligem ernstem Gesichtsausdruck fügte der Marquis hinzu:— „Das ist Alles, was mir von meinem Vater—meiner Mutter blieb. Es sind ihre Portraits, Madame, und zum ersten Male sehen sie ihren Sohn über seine Armuth erröthen."

Bei diesen letzten Worten verglich Magdalena das Innere ihrer Wohnung, in der wenigstens Gemächlichkeit herrschte, mit diesem eiskalten Gemache, welches einem Edelmanne (damals glaubte man noch an Adel) zum elenden Zufluchtsorte diente; sie sah, wie sich ihr Zorn fast in Mitleiden verwandelte, zumal als sie den Marquis in seinen durchnäßten Kleidern vor Frost zittern sah.

Bei heftigen Charakteren berühren sich die Gegensätze. Die Frau Landry hatte sich, seitdem sie den Laden verlassen, fortwährend in einem Zustande von fast erbitterter Aufregung erhalten. — Dieser Paroxismus konnte nicht dauern. Wie jede übermäßige geistige Erregung, so fiel ihr Zorn mit der ersten Ueberlegung, welche ihr von Natur gutmüthiges Herz eingab, gleichsam zu Boden.

Der Marquis war so hübsch, er hatte ihre beleidigenden Reden mit einer so schmerzvollen und ruhigen Würde beantwortet, schien zu sehr von Kälte zu leiden, er, der doch ohne Zweifel mitten im Luxus auferzogen war, daß die brave Frau, welche überdies die unwiderstehliche Anziehungskraft dieser seltsamen Persönlichkeit empfand, fast keinen Uebergang von der Beleidigung zur Hochachtung, von der Hartherzigkeit zum Mitleiden stattfinden ließ. — Hastig brachte sie ihren Kopfputz wieder in Ordnung, stotterte einige unverständliche Worte und verschwand zum größten Erstaunen des Marquis.

Der Erlehrer hatte wahrscheinlich nur den Ausgang der Unterhaltung erwartet, um seine Höhle zu verlassen, er öffnete die Thür des Cabinets ein wenig, und sagte:

„So wäre denn diese elende Harpye fort! Verzeiht mir, ich bin feig vor dem Feinde geflohen."

„Ihr waret da, mein Dominik? Nun, so habt Ihr's angehört ... mein Gott ... mein Gott, ... welche Demüthigung! In den Augen dieser Frau ein wortloser Mensch sein! O das ist entsetzlich ... Dominik, ich bin entschlossen ... wenn mein Oheim nicht ankommt ... so werde ich Soldat ... Ich bezahle diese verwünschte Schuld mit dem Betrag meines Handgeldes ... mindestens brauche ich dann nicht mehr zu erröthen."

„Dich anwerben lassen! allen Deinen Hoffnungen entsagen!"

„Sie sind thöricht ... Heute noch war ich im Gerichtspalast ... keine Hoffnung ist vorhanden ... Um den Proceß gegen die Deutschen Fürsten oder die Intendanz von Saintonge fortzusetzen, muß ich mehr Geld bei dem Procurator niederlegen, als ich je haben werde; ich leiste Verzicht darauf ... Aber Dominik ... ich fühle mich unwohl ... mich friert ..." Und zitternd setzte sich der Marquis auf den Rand seines Bettes.

„Armer Junge! Ich glaube es gern," — sagte der Lehrer mit einem schmerzhaften Seufzer.—„Diesen eiskalten Regen aushalten, nach Hause kommen, ohne ein Fünkchen Feuer zu finden, und mit den Schmähungen dieser Hexe empfangen zu werden, die ich als Reisbündel in's Kamin möchte legen können. Denn ach! Holz! .... Gott weiß ob ..."

„Guter Dominik ... genug," — sagte Létorière, indem er ihm die Hand auf den Mund legte. — „Hast Du nicht schon genug für mich gethan? — Hast Du nicht Dein Lehramt aufgegeben ... Deine Anstellung? ..."

„Aber Socrates? Gab nicht dieser Weise, dieser große Philosoph Alles auf ... um Alcibiades zu folgen!! Es war nur in Athen nicht so kalt wie zu Paris ... Socrates hatte nicht den Kummer, seinen Zögling vor Frost mit den

Zähnen klappern zu sehen; aber höre ... glaube mir ... Leg Dich zu Bett ... zieh Deine durchnäßten Kleider aus, in Deinem Bette wird Dich nicht so frieren ..."

„Du hast Recht, Dominik ... denn ich weiß nicht ... es ist mir gerade, als hätte ich das Fieber."

„Nun ... das fehlte nur noch ... daß ich Dich krank werden sehe!" — Dann drehte sich Dominik mit zorniger Miene um und rief, mit der Faust nach der Thür zeigend, durch die sich Magdalena entfernt hatte:

„Du bist's, verwünschte Hexe, welche durch ihr unverständiges Gebelfer diese Umwandlung bei meinem unglücklichen Zögling hervorbrachte! Jetzt bedaure ich, Dich nicht beim Kragen genommen und hinausgeworfen zu haben."

Mitten in Dominiks Rede öffnete sich die Thür und zu seinem Erstaunen sah er einen Eckensteher eintreten, der zwei ungeheure Holzbündel und einige Päcke Rebholz trug.

„Du irrst Dich, mein Freund, dieses Holz ist nicht für uns," sagte Dominik mit einem Seufzer.

„Wohnt denn nicht hier der Herr Marquis de Letoriere, mein Bürger?"

„Ja wohl!"

„Nun, dann kommt das Holz hier recht. Die starke Frau mit dem braunen Mantel hat gesagt, sie werde mit einigen Kohlen zurückkommen, um die Hühnermilch [Eidotter mit Zucker und warmem Wasser] für den Herrn Marquis zu bereiten."

„Die starke Frau mit dem braunen Mantel?" fragte Dominik mit erstaunter Miene.

„Ja, Bürger, die mir das Holz bezahlte."

„Das Holz bezahlte? Hörst Du es ... trefflicher Schüler? Wir werden Feuer im Ofen haben," rief freudig Dominik, sich zu Létoriére wendend, der, urplötzlich von einem heftigen Fieberanfall ergriffen, sich zu Bett gelegt hatte.

Zum Glück trat Frau Landry selbst, um das Räthsel zu lösen, mit verwirrtem Gesicht ins Zimmer. Die würdige Hausfrau hatte in der einen Hand eine Kaffekanne voll kochenden Wassers und in der anderen einige glühende Kohlen auf einer Schaufel.

Als sich der Eckensteher entfernt hatte, rief Frau Landry beim Anblick der Blässe des Marquis:

„Armer junger Mann! ... er hat das Fieber ... gewiß. Die Kälte wird Schuld daran sein ... und ich, die ich mich nicht schämte, ihn fortsprechen zu lassen, während er vor Frost starrte. Fort, fort, seht mich nicht wie eine Wachspuppe an, Freundchen. Legt das Holz in den Ofen, macht Feuer, während ich die Eier zu der Hühnermilch zerschlage ... Ihr werdet doch wohl zum mindesten eine saubere Tasse haben?" Dann trat sie an das Bett und befühlte die leichte Decke darauf. „Aber, Herr Jesus! ... der Marquis ist ja nicht zugedeckt. Holt ihm doch zwei bis drei recht warme Fußdecken ... Und sein Kopf? ... Der liegt viel zu niedrig ... Er muß ein Kopfkissen haben ... Holt eins ... Und Vorhänge! ... Wie hat dieser Alcoven keine Vorhänge? Auch die Fenster nicht? ... Begreiflicherweise muß das helle Tageslicht den Augen des Herrn Marquis nachtheilig sein ... Aber macht doch fort, macht fort, ich kann auch nicht Alles thun."

Der ehrliche Lehrer, an den diese, so verschiedenen und rasch einander folgenden Befehle gerichtet wurden, blieb ganz verstummt vor Magdalena stehen, indem er die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung zu begreifen suchte. Plötzlich rief er, mit sich selbst redend ... „Seine Liebenswürdigkeit ist's! Es leidet keinen Zweifel, die natürliche Liebenswürdigkeit, mit der er begabt ist, thut ihre Wirkung ... Er bezaubert die Schneiderin, wie Alcibiades die Timäa, die Gattin des Königs Agis von Sparta bezauberte ... und zwar, ohne ihrer Tugend zu nahe zu treten, was noch weit besser und verdienstlicher ist!" „Meine beste Frau, ich will Ihnen nur gestehen, wir haben unglücklicherweise weder Kopfkissen, noch Vorhänge, noch Decken, erwiederte Dominik traurig.

„Welcher Jammer!" — sprach ganz leise die bewegte Magdalena. Als sie darauf den Lehrer noch immer in die Toga gewickelt sah, rief sie: „Aber bis das Bett besser versehen sein wird, gebt nur immer diese Decke her ... statt euch wie ein leibhaftiger Faschingsnarr darin einzu-

hüllen; schämt Ihr Euch denn in Eurem Alter nicht?" und entschlossen zog die Hausfrau an einem Zipfel der improvisirten Toga Dominiks. Dieser hielt aber seine Hülle kraftvoll fest und rief:

„Meine gute Frau, hört mich an ... Laßt mich ... Zieht nicht so stark ... Es handelt sich hier um die Wohlanständigkeitsfrage ... Ich kann Euch die Sache anvertrauen ... denn Ihr steht in dem gehörigen Alter und seid die Frau eines Schneiders ..." und leise sagte Dominik dann: — „Da meine Hosen ganz unbrauchbar sind, und ich keinen Schlafrock habe, so sehe ich mich genöthigt, dieser Art römischen Mantels mich statt einer bequemeren Bekleidung zu bedienen.„ [Schluß im nächsten H.

Poetisches.

Der Ritter vom Rodenstein.

Von G. Kellner.

I.

Zu Heidelberg am Neckarstrand
Auf Pfingsten im lieblichen Maien,
Da hielten die Herren vom Pfälzerland
Ein festliches Turneien;
Wie viele Ritter da ritten zum Rennen,
Wer könnte sie alle mit Namen nennen!

Wohl auf dem Rhein mit lustigem Schall
Ist manches Schiff geschwommen,
Aus Franken und aus Schwaben all,
Aus Bayern sind sie kommen,
Und wie ich's thät mit Fleiß erkunden,
Aus Welschland selbst und aus Burgunden.

Da sah man höf'scher Sitten gut
Im Dienste der Damen stehen,
Manch junges deutsches Ritterblut,
Zu Hof den Fräulein gehen;
Und Sänger sah man sich neigen und grüßen
Die Frauen, die Blumen des Lieds, die süßen.

Zu Heidelberg auf dem Markte frank,
Da ritten sie in die Schranken,
Mit Farben bunt und Waffen blank,
Daß die Blicke der Mägdlein sanken;
Doch, wer ist's, vor dessen gewaltigen Streichen
Die Ritter alle wanken und weichen.

Er neigt vor Richtern und vor Fräulein
Sich sittsamlich mit Nichten,
Sein Schild wirft keinen hellen Schein,
Sein Harnisch ist nicht lichten;
Doch seine Lanze führt er mit Blitzen,
Daß höflich alle die Herren absitzen.

Das ist der Ritter vom Rodenstein;
Er kam, der Kühngestalte,
Herab von den öden Burgen sein
Aus dem finstern Odenwalde,
Da treibt er die Jagd und blutiges Fehden;
Die Lieb und den Frieden thät er verreden.

O wilder Ritter, was ist das —
Ist doch dein Stündlein kommen?
Was wirst du roth und wirst du blaß,
Um's Herz ist dir's beklommen,
Als du empfängst des Dankes Spenden
Aus ihren allerschönsten Händen.

Und als zur Burg, zum Pfalzgrafensaal
Die Ritter und Fräulein gingen,
Als sich erhob das fröhliche Mal
Und der Hörner lustiges Klingen,
Da hat er neben ihr seufzend gesessen,
Und was er geschworen, das war vergessen.

Und als er voran an zarter Hand
Sie führte den lieblichen Reigen,
Als Auge zu Auge liebentbrannt,
Und Lippen zu Lippen sich neigen,
Da hat der Ritter zur selbigen Stunden
Den Frieden durch holde Minne gefunden.

II.

Es steht ein altes zerfallenes Schloß
Einsam im finsteren Walde,
Wo rings das Buschwerk wuchernd sproß,
Geröll decket die Halde,
Der Wind treibt sein unheimliches Flüstern
In den Trümmern und in den Föhren, den düstern. —

Das ist der alte Rodenstein,
Dort hauste der Vielwilder,
Dort klang's sonst bis in die Nacht hinein
Vom Schall der Schwerter und Schilder.
Jetzt liegt die Burg in tiefem Schweigen,
Vor der Minne mußte der Streit sich neigen.

Geschworen hat er liebend ihr,
Den blutigen Kampf zu lassen:
„Mein Glück und Heil steht all' bei dir,
Wenn deine Arme mich fassen;
Doch die wilde Jagd durch Hain und durch Haiden,
Die laß mir zum Troste, die kann ich nicht meiden."

Er stürmte wohl thalab, thalauf
Nach dem Wild auf flüchtigen Rossen,
Ein bitteres Sehnen wacht in ihm auf,
Er wird immer finstrer und blickt verdrossen;
Er zieht hinaus, wenn's beginnt zu tagen,
Um bis in die Nacht zu morden und jagen.

Und einst als der Sturm den Hain durchfährt,
Da steigt vor ihm aus der Erde
Ein schwarzer Ritter und schlägt ihn vom Pferd
Hohnlachend mit wilder Geberde,
Und im Augenblick ist er verschwunden,
Doch der Ritter ist verwandelt zur Stunden.

Er flucht voll blinder Wuth dem Tag,
Der ihn in's Joch gebunden;
Er führt auf sie so wilden Schlag,
Die seine Kniee umwunden,
Er sieht sie wanken, die Kummerbleiche,
Vor seinen Füßen liegt sie als Leiche.

Verzweiflungsvoll hat er sich abgewandt,
Er sammelt seine Horden;
Er stürzt hinab in's weite Land
Zum Rauben und Sengen und Morden,
Er sucht den Tod und weiß ihn zu finden,
Der hat ihn entrafft inmitten der Sünden.

III.

Nun erhebt sich im Wald um den Rodenstein
Ein tolles Jagen und Toben,
Und an den Bergen im Mondenschein
Huscht's dahin in den Lüften droben,
Das sind auf flüchtigen Nebelrossen
Der wilde Ritter und seine Genossen.

Wenn niedersinkt die Mitternacht,
Klopft's an sein Grab gewaltig:
„Wohlan! wohlan! erwach' zur Jagd,
Dein schnaubend Roß, das halt' ich;"
Und zitternd steigt er mit Grabes Geberden
Empor aus seinem Schlaf in der Erden.

Und durch die Luft wie Nebelzug
Geht's dahin in Sturm und Gewitter
Mit heiserem Jagdruf im hurtigen Flug,
Voran der schwarze Ritter —
So erzählt bis auf unsere spätesten Tage
Vom wilden Jäger die alte Sage.

Und wird er in hohen Lüften geseh'n
Und wird sein Jagdruf vernommen,
So ist's um Deutschlands Frieden geschehn,
Die Zeit des Kampf's ist gekommen.
Drum, sagen sie, sollen wir eifrig lauschen,
Uns rüsten, bevor die Stürme rauschen.

Doch höret ein ernstes, gewaltiges Wort:
Die Stürme wehn aller Stunden,
Der wilde Jäger jagt fort und fort,
Und könnt ihr's auch nicht erkunden. —
Drum lasset uns wachen ohn' Ermüden —
Auf Erden ist Kampf nur und nimmer Frieden.

Lacrymae Christi.*)

(Ein erzählendes Gedicht von Friedrich Kuhn.)

Fort aus Neapels Marmorthoren,
Zum Feuerberge zog ich fort
„Auch mir hat dort der Wein gegohren!"
So rief begeistert schon mein Wort.
Dort will ich, nah' dem Götterſitze,
Lyäus schönstes Fest begeh'n,
Und über mir des Berges Blitze,
Und unter mir die Erde seh'n!

So zog ich fort in Rebengängen,
Limonen sanken goldenschwer,
Granaten aus den Fruchtbehängen
Von selbst auf meine Straße her.
Ich war im alten Götterlande,
Die Fabel hing an meinem Arm,
Sybillenklang vom Meeresſtrande
Und Lüfte kamen üppig-warm.

Schon sah mit ernstem Auge nieder
Auf mich der Sommagraues Haupt,
Der Berg erhob die Riesenglieder,
Bis an die Brust von Grün umlaubt;
Da trat ich ein im nahen Hause,
Wo sich der Abhang sanft erhebt,
Und bat um Wein zu meinem Schmause,
Wie dort er von der Kelter schwebt.

Doch ob die Reben weit ergossen
Und fröhlich standen um das Haus,
Von Sonnenstrahlen überflossen,
Auf Ulmen gleichsam ruhend aus;
Ob Blumen an der Erde lagen,
Sanft spielend mit des Himmels Licht',
So mußt' ich, als ich trank, doch sagen:
„Das ist der Wein vom Berge nicht!"

Schon war ich höher aufgesteigen,
Gehoben von des Lebens Lust,
Sah unter mir das Meer sich wiegen
Weit an des Ufers Marmorbrust;
Sah dunkelgrün die Pinienwälder,
Der Felsenadler Burg und Hort,
Und Rebenhügel, Rebenfelder
Vom Sonnenbrande fast verdorrt.

Eintrat ich wieder in die Hütte,
Die nahe dort am Wege stand,
Und Wein begehrte meine Bitte,
Wein von des Gartens heißem Sand'.
Ich trank, und sah im Becher nieder:
„Was ist es, das dem Wein' gebricht?"
Ich trank den Wein, und sagte wieder:
„Das ist der Wein vom Berge nicht!"

Und höher mußt' ich immer klimmen,
Und höher nach des Berges Herz;
Auf Stürmen braußten Riesenstimmen
Tief aus dem Schlunde himmelwärts.
Der Pfad zerrissen von den Gluten,
Kein Gras und keine Blume mehr,
Und nahe schon, — wie Eisenfluthen, —
Die Lava starrend um mich her.

Und einsam stand in seiner Klause
Der Pater von der Höhe da,
Kein Leben war im frommen Hause,
Und mir der Somma Scheitel nah';
Mit seinem Rauch' und seinen Blitzen,
Mit Schwefel Alles rund besprengt,
Durch welchen aus der Lava Ritzen
Sich kümmerlich die Rebe drängt.

Sein Ave rief und seinen Segen
Der Pater mir mit sanftem Blick'
Und kahlem Haupte fromm entgegen,
Und trat in's kleine Haus zurück;
Und lud mich ein zu seiner Schwelle,
Zu rasten von der Sonne Brand, —
Und wie Rubinen glühend-helle,
Hielt einen Becher Weins die Hand.

Ich trank, — und, hoch wie Flügel schlagen,
Wenn uns ein neues Lied umrauscht,
War Lust und Glut und Wohlbehagen
Tief aus dem Becher eingetauscht.
Ich gab ihm hin die schweren Stunden,
Er gab mir seiner Geister Kraft;
„Nun, rief ich, hab' ich ihn gefunden,
Des Berges Wein, des Himmels Saft!"

Der Priester stand mit frommen Mienen,
Und schloß mich fest an seine Brust;

*) Thränen Christi — der Name eines vortrefflichen Weines.

„„Der Gott, dem auch die Berge dienen,
Will, sprach er, seiner Kinder Lust!
Doch schau' in dieses Weines Milde,
In seiner Reine, seiner Glut,
Wie tief verhüllt im ird'schen Bilde
Ein heiliges Geheimniß ruht.““

„„Die Rebe dort, am Fuß' gegohren,
Die wenig nur dein Herz erfreut,
Ist üppig noch in Lust verloren,
Und in die laute Welt zerstreut;
Es muß der Himmel dort verschwinden,
Aus ihres Herzens offnem Schrein,
Und wo die Sünden noch sich finden,
Da ziehen nicht die Engel ein.““

„„Hier aber, wo im stillen Schleier
Die Rebe nur den Aether sieht,
Des Himmels und der Sonne Feuer
Stets in die offnen Adern zieht,
Und alle Kräfte, fromm gebunden,
Sich sammlen nur in einem Strahl, —
Da reifen sie, die kurzen Stunden,
Die Trauben schöner, als im Thal.““

„„Und wenn die Weihe nun im Leben,
Die Trübsal noch zur Rebe tritt,
Sie Lavaströme rings umgeben,
Und Todesengel ziehen mit;
Dann wird der Saft, in ihr ergossen,
Zum reinen Golde heiß verklärt,
Und Wein, wie du ihn hast genossen,
Voll Wunderkraft dem Mund gewährt.““

So sprach mit hoher Worte Flammen
Des Priesters heil'ger Mund zu mir;
Wir legten Hand in Hand zusammen,
Und ohne Worte sprachen wir.
Und wieder gab er seinen Segen,
Als ich mit Thränen Abschied nahm,
Und frömmer mir die Welt entgegen
Vor seines Hauses Thüre kam.

Zum Berge war ich hingegangen,
Lyäus meinen Tag zu weih'n,
Und Schauer, fromme Schauer drangen
Nur in des Herzens Tiefen ein.
Ein Liebesmahl mir auszuspenden
Erwuchs aus Schlacken mir der Most;
Der Trank in meines Leibes Händen
Ward nun der Seele süße Kost.

Buntes und Allerlei.

Sage von Karl dem Großen.

Wie die meisten Sagen einen historischen Grund und Boden haben, so mag dies auch mit folgender der Fall sein; auch widerspricht der Inhalt derselben dem Charakter dieses großen Fürsten keineswegs, da sein Herz bekanntlich der Liebe nicht unzugänglch war.

Einst, so erzählt Petrarka, sah Karl ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß sein ganzes Wesen zu ihr entbrannte. Er schien wie bezaubert, vergaß seines Ruhmes und der Sorgen für sein Reich, und brachte alle seine Stunden im Umgange mit der Geliebten hin. An seinem Hofe war große Trauer darüber. Aber plötzlich starb das Mädchen, und nun glaubten die Diener des Königs, er werde sich wieder, wie zuvor, mit den Angelegenheiten seiner Völker beschäftigen, allein diese Freude war zu voreilig. Der Verlust der Geliebten brachte den König dem Wahnsinne nah; er ließ den Leichnam mit Specereien einbalsamiren, mit Purpur und Edelsteinen schmücken, und auf ein Ruhebett legen, von welchem er nicht mehr wich. Seine Sinne und Gedänken waren einzig auf die Todte gerichtet. Er sprach zu ihr, als ob sie ihn hören könnte, und gab ihr die zärtlichsten Namen.

Die Bestürzung war jetzt groß am Hofe und in der Stadt, und verbreitete sich bald auch in die Provinzen. Am Hofe befand sich damals der Statthalter von Köln, ein frommer weiser Mann, der betete unablässig, daß sich Gott des unglücklichen Königs erbarmen und den

Zauber von seiner Seele nehmen möchte. Da däuchte ihm einst, eine Stimme von oben zu hören, die ihm zurief: „Unter der Zunge der Hingeschiedenen findest du die Ursache des Wahnsinnes, der den König gefangen hält.“

Der Statthalter eilte in das Gemach, wo Karl neben dem Leichname saß, versunken in seinen Schmerz. — Unbemerkt bringt er zwei Finger unter die Zunge der Todten, und findet dort einen kleinen Ring mit einem Edelstein, und eilte damit davon. Als der König nun wieder seine Blicke auf die erblaßte Geliebte wendet, da liegt vor ihm das Bild der Verwesung, von allem Liebreiz ist keine Spur mehr vorhanden, die Augen sind vertrocknet in ihren Höhlen, die Wangen eingefallen, die Lippen erdfahl, und das Mädchen scheint die Braut des Todes. Den König erfaßt ein Grauen, er verläßt das Gemach, und gibt sogleich Befehl, die Leiche zur Erde zu bestatten. Aber die große Neigung, welche er bis diesen Augenblick zu der Verblichenen getragen, geht jetzt auf den Statthalter über, der sein ganzes Vertrauen gewinnt und ohne den er nicht mehr leben zu können glaubt. Der fromme Mann deutete diese Veränderungen auf den Zauber des Ringes und warf denselben in einen Teich. Von jetzt an wurde Aachen Karls Lieblingsaufenthalt, und er weilte Stundenlang an dem Weiher, der ihn mit unerklärlicher geheimer Macht anzog. Mitten im sumpfigen Boden ließ er jetzt, der heiligen Jungfrau zu Ehren, einen herrlichen Münster bauen, und nahe dabei für sich eine königliche Pfalz. Eginhard, sein Geheimschreiber, führte die Aufsicht über den Bau. Aachen wurde nun auch die Krönungsstadt, und Karl befahl, ihn daselbst zu begraben. Hundertundsechzig Jahre nach seinem Tode ließ Kaiser Otto III. das Gewölbe öffnen, in welchem Karl in aller Pracht auf dem königlichen Stuhle saß wie an seinem Begräbnißtage.

Nationalcharakter der Spanier.

(Aus Fischer's Reise von Amsterdam nach Genua.)

Im Allgemeinen glaube ich, in dem Charakter der Spanier Stolz, Edelmuth und Energie bemerkt zu haben. Ihre Beständigkeit in der Freundschaft, ihr lebhaftes Gefühl für Recht und Billigkeit, ihre strenge Redlichkeit, ihre anspruchlose Großmuth werden sie jedem unbefangenen Beobachter schätzbar machen.

Der Spanier hat auf den ersten Anblick etwas Gravitätisches, Finsteres und Abschreckendes. Seine Physiogomie, seine Gesichtsfarbe, seine feurigen Augen, seine schwarzen Haare, alles scheint dazu beizutragen. Er ist verschlossen, kalt und einsylbig; jede neue Bekanntschaft macht ihn mißtrauisch; er prüft lange, und ist äußerst bedächtig.

Aber bei aller jener Gravitat sind Adel- und Rangstolz dennoch sehr selten, und bei allem jenem finstern zurückscheuchenden Ernste, Edelmuth und Menschenliebe dennoch sehr häufig in Spanien zu finden. Der Spanier kann seine Würde fühlen, aber er weiß nichts von Hochmuth; er kann ungerührt scheinen, aber sein Mitleid ist desto thätiger.

Diese Großmuth, diese wahre ungeheuchelte Menschenliebe habe ich unzähligemal bestätigt gefunden. Dasselbe kann ich von der spanischen Gastfreundschaft sagen, die sich als ein Ueberrest der alten maurischen Sitten besonders in den südlichen Provinzen erhalten hat. Mögen die gewöhnlichen Einladungen auch in der Regel nur Ceremonieen sein; im Nothfalle kann man dreist Gebrauch davon machen. In diesen Provinzen wird auch der gemeinste Spanier nicht einmal ein Glas Wasser annehmen, ohne es seinem Nachbar, und besonders dem Fremden vorher anzubieten. „Belieben Sie? Langen Sie zu! — Warum langen Sie nicht zu? Wir sind Spanier!“ Selbst Maulthiertreiber suchen eine Ehre darin.

Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten den nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest, und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden.

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg,

und hob die Hände nie auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte: darum bin ich so alt worden."

Der Andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen: darum hat mir Gott die Jahre geschenket."

Der Dritte, ein Richter des Volks, sagte: — „Nie nahm ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinn; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden: darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet."

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände, und kränzten sie mit Blumen. Und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie eure Jugend sei auch euer Alter! Eure Kinder seien euch, was ihr uns seid, auf unserm greisen Haar eine blühende Rosenkrone!"

Anekdoten.

In London ist ein Mann in seinem 66ten Jahre gestorben, welcher ein unermeßliches Vermögen hinterlassen hat. Er war ein höchst sonderbarer Mensch, hatte immer die Frauen verachtet und war deßhalb nie verheirathet gewesen. Niemand kann sich erinnern, ihn lachen gesehen zu haben. In seinem ganzen Leben hat er sich kein Kleidungsstück gekauft, denn er benutzte, so lange als er lebte, die Garderobe eines Freundes, der wenigstens eben so geizig gewesen war als er selbst. Seine Schuhe flickte er selbst und die ältesten Perücken waren ihm die liebsten. Fünf Jahre vor seinem Tode hat kein Anderer sein Schlafgemach betreten, und seine Wohnstube war in derselben Zeit nicht ausgekehrt worden. Er putzte die Nase nie anders als mit einem Stückchen Papier. Sein frugales Mahl bereitete er sich selbst, und Speck war die Hauptsache dabei. Davon wußte er auch die Schwarten zu benutzen; er zerschnitt sie nämlich in Streifchen und band damit seine Schuhe zu; leider mußte er aber diese Ersparniß aufgeben, weil ihm alle Hunde nach den Beinen fuhren, um ihm jene Schuhriemen abzubeißen. Seine Katze fütterte er dadurch, daß er sie über und über mit einer Speckschwarte rieb. Das arme Thier brachte dann Stunden lang damit zu, sich wieder abzulecken.

In einer Gesellschaft, worin unter anderen auch ein Lieutenant und ein Pfarrer sich befanden, war die Rede von den verschiedenen Fächern und den Anlagen, welche die Leute dazu mitbringen sollten. Endlich kam man auch auf das Amt des Geistlichen zu sprechen; der Officier renormirte viel über die Entbehrlichkeit desselben und äußerte zuletzt: „Ja wenn ich einen dummen Jungen hätte, ich würde ihn auf Ehre, nichts anders als einen Pfarrer werden lassen." -- „„Sonderbar entgegnete der Pfarrer ruhig, da scheint Ihr Herr Vater eine ganz andere Absicht gehabt zu haben.""

„Was ist diesen Abend zu haben, Kellner?" fragte der ins Gastzimmer eintretende junge Weinhändler. — „Unterthänigster Kartoffelsalat und gehorsamste Sardellen, ergebenst aufzuwarten," antwortete der Kellner mit tiefem Bückling. „Gut, sagte jener, füttern Sie auch meinen Hund." „Wie ist der wertheste Name Ihres Herrn Hundes? wenn ich fragen darf," entgegnete der Kellner. „Mein Hund schreibt sich Caro," erklärte der Weinhändler, und Caro und sein Herr wurden sofort bedient.

Peter der Große marschirte mit seiner Armee in den Wüsteneien am Ufer des Borysthenes. Der Vorrath von Brod war aufgezehrt. Der hungrige Soldat schrie ängstlich darnach, und doch konnte man in zwei Tagen kein Brod bekommen. In dieser Verlegenheit befahl er den Popen heimlich, sie sollten der Armee bekannt machen, daß der griechische Calender auf den folgenden Tag einen feierlichen Fasttag ankündige, welches durch die ganze Armee ausgerufen ward. Die Russen glaubten es treuherzig, Jedermann fastete gewissenhaft, Niemand murrte, und der Kaiser hatte Zeit, Lebensmittel kommen zu lassen.

Gustav Adolph, Schwedens großer König, setzte sich bei dem Uebermaße seiner kriegerischen Hitze oft den größten Gefahren aus. Oxenstierna, sein Kanzler, widerrieth ihm einst

eine allzugefährliche Unternehmung. Mit Unwillen fiel ihm der König ein: „Ihr seid doch immer in euren Sachen gar zu kalt, und ihr hemmt mich in meinem Laufe.“ — „Es ist war, antwortete Orenstierna, ich bin es; allein, wenn ich auch nicht zuweilen ein wenig Wasser in Ihr Feuer gösse, so wären Ew. Majestät längst verbrannt.“

Nach Barneveldt's Hinrichtung zettelten seine beiden Söhne gegen den Prinzen von Oranien eine Verschwörung an, da dieser ihren Vater zum Tode verurtheilt hatte. Die Mutter übergab dem Statthalter eine Bittschrift, um ihre Begnadigung zu erhalten. — „Es ist sehr sonderbar,“ sagte der Prinz, „daß ihr für eure Söhne um Gnade bittet, was ihr doch für euren Gatten nicht gethan habt.“ — „Ich habe für meinen Gemahl nicht um Gnade gefleht,“ erwiederte sie, „weil er unschuldig war; aber sie sind schuldig.“

Ein boshafter Mensch hatte einst, wegen eines Pasquills, von dem Beleidigten Stockschläge bekommen. Er klagte deßhalb beim Herzog Regenten von Frankreich, und bat, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „ — Das ist ichon geschehen!“ antwortetete der Herzog.

Der Doktor Wohlgemuth begegnete einst in der Stadt Katzenbach einem Freund, der eben mit blutigem Kopf und zerrissenen Kleidern aus dem Abendkränzchen kam, und nach Hause hinken wollte. „Um's Himmels willen, Herr Colleg,“ fragte jener, „wo kommen Sie her?“ „„Ach, ich habe Prügel bekommen,““ seufzte der Freund, „„ich komme aus der Harmonie.““

Bassompierre fragte eines Tages einen Hauptmann: wie alt er sei?—Ganz bestimmt weiß ich das nicht, versetzte der Hauptmann, ich denke 38 oder 48. — Wie? sagte Bassompierre, ein Unterschied von zehn Jahren ist Ihnen so gar ungewiß? „Ei, mein Herr, erwiederte der Hauptmann, ich zähle mein Geld, meine Schaafe, meine Rinder u. s. w., aber nie meine Jahre, denn sie können mir doch nicht gestohlen werden.“

„Sie haben ja einen Hausarzt,“ sagte einst Ludwig XIV. zu Moliere; „wie sind Sie denn mit ihm zufrieden?“ — „Sire!“ antwortete dieser, „wir plaudern Eins zusammen, er verschreibt mir Arzneien, ich nehme sie nicht ein — und werde wieder gesundt.“

Als der türkische Kaiser Solimann Belgrad belagert hatte, kam eine gemeine Frau einst zu ihm, und beschwerte sich, daß seine Soldaten ihr Vieh in einer Nacht gestohlen hätten, worin ihr ganzes Vermögen bestünde. Ihr müßt auch sehr fest schlafen, sagte der Sultan zu ihr, daß Ihr die Räuber nicht gehört habt. Freilich schlief ich, gnädigster Kaiser, antwortete die Alte, im Vertrauen, daß Ihro Hoheit für die allgemeine Sicherheit wachten. Der Sultan, dem es nicht an Erhabenheit des Geistes fehlte, billigte diese Antwort, so dreist sie auch war, und ersetzte ihr den Schaden.

Doppelcharade.

Das Erste vom Ersten, das Erste vom Zweiten
Umschlinget das zärtlichste Band.
Viel Männer und Weiber gibt's, die sich beneiden,
Sich wünschend den glücklichen Stand.
Das Zweite des Ersten ist Großen nur eigen,
Sie schalten und walten darin,
Sie können und sollen als Väter sich zeigen,
Dies schafft ihrem Volke Gewinn.
Das Zweite im Zweiten ist ernsthaft und fein,
Auch komisch und beißend vielleicht,
Satyriker kann ohne mich Niemand sein,
Sonst bleibt die Satyre stets seicht.
Dem Ersten und Zweiten des Ersten bleib' immer
Dein Gut und dein Leben geweiht;
Verachte des Glückes vergänglichen Schimmer,
Sei thätig zur Hülfe bereit.
Das Erste und Zweite des Zweiten verehre
Als großes Geschenk der Natur,
Es nützt Dir oft mehr, als der Weltweisen Lehre
Und zeigt Dir zur Wahrheit die Spur.

Auflösung des Räthsels im dritten Hefte: Billiardkugeln.